17
258
– 1 –

von Halder
N. 3446.

Joachim Christian Blums
deutsches
Sprichwörterbuch.

Erster Band.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1780.

Vorrede.

Ein kurzer, praktischer, in den gemeinen Redegebrauch übergegangener, formularischer Satz, ist, nach meinen Begriffen, ein Sprichwort. Ich sondre damit, eigentlich so genannte Sprichwörter, ab von blos sprichwörtlichen Redensarten, welche nicht praktische Sätze, nicht einmal Sätze für sich sind, sondern blosse Redeformeln, die, als Theile, zu andern, praktischen und nicht praktischen, Sätzen gehören. Jung gewohnt, alt gethan. Frisch gewagt ist halb gewonnen. — sind Sprichwörter. Sprichwörtliche Redensarten würden seyn: Sich die Hörner ablaufen; Mit einer langen Nase abziehen müssen; Den Abt reiten lassen, und derglei-

chen. Daß von letzteren eine vollständige, erklärte Sammlung nicht überaus nützlich seyn und auf die Sittlichkeit selbst Einfluß haben sollte, das bin ich so wenig in Abrede, daß ich sie vielmehr eben darum wünsche und jeden der dazu Geschick hat, sie zu unternehmen öffentlich auffodere. Indessen halte ich freylich einen Koder von eigentlichen Sprichwörtern, wie ich ihn mir denke und wie ich davon gegenwärtig den ersten schwachen Versuch zur öffentlichen Beurtheilung ausstelle, bey weitem für wichtiger und den mehresten Ständen eines gesitteten Volks beynahe für unentbehrlich. Jeder weiß was Sprichwörter im gesellschaftlichen Leben überall entscheiden. Der Fürst und der Bauer helfen sich damit aus, lösen damit die Zweifelsknoten auf, die ihnen in ihren Geschäften im Wege sind. Wir lassen uns oft von einem Sprichworte zu den wichtigsten Handlungen bestimmen und hinwiederum ein Sprichwort ist es, mit

dem wir die That, nachdem sie vollbracht ist, zu rechtfertigen uns bemühen.

Nun ist freylich eine jede ausgebildete Sprache und die deutsche vor andern im Besitz einer beträchtlichen Anzahl solcher praktischer Sätze, wider deren Wahrheit man so wenig, als wider den Ausdruck, in den sie gekleidet sind, das mindeste einwenden kann. Man könnte leicht aber dagegen eine nicht viel kleinere Anzahl anderer aufführen, die entweder, dem eigentlichsten Ausdrucke nach, Unwahrheit, oft von sehr schädlicher Gattung, oder wol Wahrheit, nicht aber in gehöriger Bestimmung, oft dunkel, geschmacklos, wo nicht gar pöbelhaft unsittlich ausgedrückt, enthalten. Überflüssige Arbeit kann es wol nie seyn, hier überall, wo es nöthig ist, dem gemeinen Verstande durch Erläuterungen, Bestimmungen, Berichtigungen zu Hülfe zu kommen; ungeschmacktem schädlichen Redegebrauche, eingewurzeltem

Irrthume, angestorbenen Vorurtheilen sich überall entgegen zu setzen und so, an seinem Theile, zur Ausbreitung des Reichs der Wahrheit und der Erkenntniß seinen Scherf beyzutragen.

Ich habe diese Absicht wenigstens. Mögte ich nur hin und wieder etwas gesagt haben, was von verständigen Menschenfreunden überhaupt, insonderheit aber von Aeltern, Lehrern, Erziehern des weiteren Nachdenkens nicht unwerth gehalten würde! Ich habe doch Hand anlegen wollen, und wenn gute Absichten einen geringen Versuch entschuldigen können; so hoffe ich, von der Seite wenigstens, keinen Vorwurf verdient zu haben.

Der Verfasser.

Verzeichniß
der
erklärten Sprichwörter
des
Ersten Bandes.

von Gott
und von Dingen, die sich auf ihn beziehen S. 1

1. Der Nahme Gottes muß sich zu allen Anfängen brauchen lassen — — 3
2. Alles Unglück fängt in Gottes Nahmen an ebend.
3. Gott beschert über Nacht — 4
4. Wem es Gott giebt, dem giebt ers im Schlafe. ebend.
5. Seinen Freunden giebt es Gott schlafend — ebend.
6. Was dem Einen gedacht ist, ist oft dem Andern beschert — — — 8
7. Man muß beschert für bedacht nehmen — ebend.
8. Es ist alles beschert Ding — 9
9. Was ich nicht bekomme, das ist mir auch nicht beschert gewesen — — ebend.

Inhalt.

10. Was Gott beschert, bleibt unverwehrt — S. 10
11. Will uns Gott ernähren, so kann es Sankt Peter nicht wehren — ebend.
12. Beschaffen Glück ist unversäumt — ebend.
13. Wem Gott wohl will, dem will Sankt Peter nicht übel — — 11
14. Was einem nicht beschert ist, das nimmt eine Mücke hin — — ebend.
15. Mein Holz kann mir Niemand verbrennen — 13
16. Gott läßt uns wol sinken; aber nicht ertrinken — — ebend.
17. Beschert Gott den Hasen, so beschert er auch den Wasen — — ebend.
18. Viel Kinder, viel Vaterunser; viel Vaterunser, viel Segen — — 14
19. Was vom Himmel fällt, schadet Keinem — ebend.
20. Gott thut nichts Uebels — 15
21. Wen Gott betrügt, der ist wohl betrogen — ebend.
22. Gott hat mehr, denn er je vergab — 16
23. Gott giebt die Kleider nach dem Regen — 17
24. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand — — 18
25. Wen Gott schickt, der ist geschickt — ebend.
26. Gott ist der Dummen Vormund — 20
27. Gott verläßt die Seinen nicht — 23
28. Gott giebt einem, was er ihm gönnt — 24
29. Wer Gott zum Freunde hat, dem schadet keine Kreatur — — 25
30. Gott begegnet manchem, wer ihn nur grüssen könnte — — ebend.
31. Alles nach Gottes Willen — 27
32. Bey Gott ist Rath und That — ebend.

Inhalt.

33. Sorg und sorg auch nicht zu viel; es geschieht doch was Gott haben will — S. 28
34. Was Gott will erquicken, das läßt er nicht ersticken — — 29
35. Nach Krieg und Brand, kömmt Gottes Segen ins Land — — 30
36. Wenn es Gott gefällt, so wird es Tag 31
37. Wenn Gott will, so krähet eine Axt unter der Bank — — 32
38. An Gottes Segen ist alles gelegen 33
39. Gott ist mit im Schiff — 35
40. Gottes Wille hat kein Warum — ebend.
41. Wider Gottes Gewalt kann keiner 37
42. Gott hilft dem Stärksten — 38
43. Gott hilft dem Schwächsten — ebend.
44. Hilf dir selbst; so hilft dir Gott 39
45. Man muß mit Gott in die Hände speyen ebend.
46. Gott giebt einem wol den Ochsen; aber nicht bey den Hörnern — ebend.
47. Sankt Niklas beschert die Kuh; liefert sie aber keinem am Seile — ebend.
48. Um Arbeit haben die Götter alle Güter feil; — Gott hilft dem Fleisse — 40
49. Wer in seinem eignen Hause beschneyet oder beregnet, deß will sich Gott auch nicht erbarmen ebend.
50. Wer Gott traut hat wohl gebaut 41
51. Gott walt' es! ist aller Bitten Mutter ebend.
52. Man gelebt Eines Gottes; aber nicht Eines Menschen — — 42
53. Der Mensch denkts; Gott lenkts ebend.
54. Gott läßt sich nicht täuschen — 43
55. Treuen Dienst lohnet Gott — 44

56. Verdienter Lohn schreyet zu Gott S. 46
57. Sey fromm; Gott siehts — 47
58. Wo Einigkeit ist, da wohnt Gott 48
59. Was recht ist, lobet Gott — 49
60. Gott kömmt langsam; aber gewiß 50
61. Gott ist ein so schlechter Wirt nicht, daß er nicht eine Zeche sollte borgen können ebend.
62. Gott windet aller Menschen Missethat auf ein Knäuel. — — 50
63. Es mag leicht einer ein Punkt im schwarzen Buche haben: kömmt noch eins; so mag ihm Gott helfen ebend.
64. Gott pflegt Schälke mit Schälken zu strafen 52
65. Wenn Gott ein Ding verdreust, dann fängts auch an die Menschen zu verdriessen 54
66. Wenn Gott einen strafen will; so thut er ihm die Augen zu — — 54
67. Wenn Gott einen Hund schlagen will; so beschert er ihm einen Hundschläger — 55
68. Keine Uebelthat bleibt ungestraft — 56
69. Trink und iß; Gottes nicht vergiß ebend.
70. Gemein Gebet und gemeiner Fluch vermag viel 57
71. Unrechter Fluch trifft nicht — 58
72. Wer recht schwöret, der betet recht ebend.
73. Hundes oder Katzen Gebet kömmt nicht in den Himmel — — 59
74. Noth lehrt beten — 60
75. Wer nicht beten kann, der werd ein Schiffmann ebend.
76. Wie einer betet, so wird er auch erhört 61
77. Lieber Land und Leut verloren, als einen falschen Eid geschworen — 63
78. Gezwungner Eid ist Gott leid — 64
79. Wer einen Eid bricht, der lästert Gott 65

80. Was man Gott aufopfert, ist wol halb verloren S. 66
81. Güldene Kirchen, hölzerne Herzen 67
82. Predigthören säumet nicht — 68
83. Es sind nicht alle Heilige, die in aller Heiligen Kirchen gehen — 71
84. Je näher Rom, je schlimmre Christen ebend.
85. Je heiliger Zeit, je heftiger Streit 72
86. Kirchengut hat Adlersfedern; — 73
87. Kömmt nicht auf den dritten Erben ebend.
88. Kirchengut hat eiserne Zähne, frißt eins mit dem andern hin und bringt dem dritten Erben keinen Gewinn — — ebend.
89. Herrendienst geht vor Gottesdienst — 75
90. Köhlers Glaube ist der beste — 77
91. Die Bibel läßt sich nicht auspredigen und das Korpus Juris nicht ausdisputiren — 78
92. Für Gottes Wort und Vaterland, nimmt man mit Fug das Schwerd zur Hand — 79
93. Ein Mensch ist des Andern Gott — 87
94. Des Freundes Rath ist Gottes Stimme 88
95. Jeder für sich: Gott für uns alle ebend.
96. Christum lieb haben, ist besser, denn alles Wissen 90

Von Thieren.

Erste Abtheilung. 93

97. Die Katze ist gern wo man sie strälet 95
98. Katzen lassen das Naschen nicht ebend.
99. Ein guter Hahn wird selten fett ebend.
100. Kein stolzer Thier auf Erden, denn ein Pferd und ein Weib — ebend.

Inhalt.

101. Wenn ein Pferd seine Stärke wüste; so thäte es keinem Menschen gut — S. 96
102. Ein Pferd verschont eines Menschen gern und ist sein Freund — 97
103. Es sind zwey Thiere, die einem Menschen hold sind, ein Hund und ein Pferd ebend.
104. Es ist ein getreu Thier um einen Hund ebend.
105. Wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu 98
106. Die Tauben haben keine Galle und sind der Leute alle — — ebend.
107. Der Widehopf ist des Guckgucks Küster 99
108. Vit bringt die Fliegen mit — 100
109. Einem tollen Hunde soll man aus dem Wege gehen — — ebend.
110. Hunde, die viel bellen, beissen nicht ebend.
111. Der Schleicher überwindet den Beisser 101
112. Todte Hunde beissen nicht — ebend.
113. Kömmt man über den Hund; so kömmt man auch wol über den Schwanz — 103
114. Je fetter Floh, je magerer Hund ebend.
115. An Riemchen lernen die Hunde Leder kauen 104
116. Wer anbeißt, läßt selten mehr davon ebend.
117. Zwey Hunde an Einem Knochen vertragen sich selten ebend.
118. Kluge Hüner legen auch in die Nesseln 105
119. Stirbt der Fuchs; so gilt der Balg ebend.
120. Die Spinne saugt aus der Blume das Gift so gut, als die Biene den Honig — 106
121. Ein Esel heißt den andern Langohr 107
122. Man muß den Bock nicht zum Gärtner setzen ebend.
123. Man muß den Hund nicht nach der Wurst schicken ebend.
124. Die Katze läßt das Mausen nicht 109
125. Die Atzel läßt das Hüpfen nicht — ebend.

Inhalt.

126. Der Frosch geht dem Bach zu, wenn man ihn auch an Ketten legte — S. 109
127. Ein Affe bleibt ein Affe, und wenn man ihn in Sammet kleidete — ebend.
128. Der Speck will von der Schwarte nicht ebend.
129. Der Wolf läßt von seinen Haaren wol; aber nicht von seiner Weise — ebend.
130. Der Fuchs verändert den Balg wol, aber den alten Sinn und das böse Gemüth nicht 110
131. Art läßt von Art nicht — 111
132. Was von Katzen kömmt, das mauset gern 112
133. Wie der Vogel ist, so legt er Eyer 112
134. Böser Vogel, böses Ey — ebend.
135. Böses Ey, böses Küchlein — ebend.
136. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme ebend.
137. Ein Adler heckt keine Taube — ebend.
138. Es heckt keine Krähe einen Zeisig aus 113
139. Der Guckguck ruft seinen eignen Nahmen aus 115
140. Den Esel erkennt man bey'n Ohren. Beym Schellen und Klingeln den Thoren ebend.
141. Wenn die Henne ihr Gackern liesse; so wüste man nicht, daß sie gelegt hätte — 116
142. An den Federn kennt man den Vogel ebend.
143. An andrer Leute Kindern und an fremden Hunden hat man das Brod verloren — 117
144. Schlafende Hunde soll Niemand wecken 118
145. Man muß sich nicht vom Pferde auf den Esel setzen — — ebend.

Inhalt.

Von der Haushaltung und einigen damit verwandten Gegenständen.

Erste Abtheilung S. 119

Küche und Keller.

146. Der Koch wird vom Geruch satt 121
147. Brauen und Backen geräth nicht immer ebend.
148. Was man spart für den Mund, das frißt Katze oder Hund — 122
149. Salz ist die beste Würze — ebend.
150. Im Salzen hab ein Maaß; des Schmalzes kannst du daran nicht zu viel thun — 123
151. Viel Köche verderben den Brey ebend.
152. Viel Köche versalzen das Mus 123
153. Es sind nicht alle Köche, die lange Messer tragen — — 124
154. Es sind nicht alle Jäger, die Hörner führen 125
155. Bart und Mantel machen keinen zum Philosophen — — ebend.
156. Fett schwimmt oben — ebend.
157. Ein faules Ey verdirbt den ganzen Kuchen 126
158. Man muß nicht Oel zum Feuer giessen ebend.
159. Mit Speck fängt man Mäuse 127
160. Man muß die Wurst nach der Speckseite werfen — — 128
161. Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er zerbricht — — 129
162. Es ist kein Topf so schief, es findet sich ein Deckel dazu — — 130
163. Aus trüben Mistlachen schöpft man nicht lauter 132

164. Kalbfleisch, Halbfleisch — S. 133
165. Bekümmre dich nicht um ungelegte Eyer ebend.

Tisch und Bewirthung.

166. Hunger ist der beste Koch — 134
167. Hunger macht rohe Bohnen zu Mandeln; Brod zu Pfefferkuchen — ebend.
168. Lange hungern ist kein Brod sparen 135
169. Wenn die Maus satt ist, schmeckt das Mehl bitter — — ebend.
170. Wohlschmack bringt Bettelsack ebend.
171. Schmecke gut, währe lange — ebend.
172. Es ist ein kleiner Ort, wo es gut schmeckt 136
173. Wer nicht kömmt zur rechten Zeit, der versäumt die Mahlzeit — ebend.
174. Ungebetene Gäste stellt man hinter den Feuerheerd; setzt man hinter die Thür ebend.
175. Der Brey wird so heiß nicht gegessen, als er vom Feuer kömmt — 137
176. Auf einen guten Bissen gehört ein guter Trunk 138
177. Kurze Haare sind bald gebürstet ebend.
178. Kurz Gebet, lange Bratwurst — ebend.
179. Ein freundlich Gesicht, das beste Gericht 139

Viehzucht.

180. Des Herrn Auge macht das Pferd fett 140
181. Die Kuh milcht durch den Hals 141

182. Ein Schaf hat einen güldnen Fuß S. 141
183. Viel Schweine machen einen dünnen Trank ebend.
184. Reinlichkeit ist das halbe Futter 142
185. Kühe machen Mühe — ebend.
186. Wenig Kühe, wenig Mühe — ebend.
187. Der wird leicht reich, dem die Weiber übel wollen, die Immen und Schafe wohl ebend.
188. Arme Leute behalten ihre Hüner, reiche Leute ihre Töchter nicht lange — 143
189. Schäfer und Schinder, sind Geschwisterkinder ebend.
190. Ein räudig Schaf steckt die ganze Heerde an 144
191. Auf Sankt Gall, fällt die Kuh in den Stall ebend.
192. Auf Sankt Gürgen soll man die Kühe von den Wiesen wieder schürgen — 145
193. Geduldiger Schafe gehen viele in einen Stall ebend.
194. Einen Ochsen ergreift man bey den Hörnern, und den Mann bey den Worten 146

Fuhrwesen.

195. Wer mit Ochsen fährt, kömmt auch zum Markte ebend.
196. Mit guter Musse kömmt man auch fern 147
197. Wer wohl schmieret, der fährt wohl ebend.
198. Eine gute Krümm ist bisweilen nichts üm 148
199. Je näher der Herberge, je länger der Weg 150
200. Alte Fuhrleute hören gerne klatschen 151

Jagd.

201. Je schlechter Jäger, je schlimmer Hund 152
202. Wenn der Hund zum Jagen nicht Lust hat; so reitet er auf dem Hintern — ebend.

Inhalt.

203. Es ist alle Tage Jagtag, aber nicht alle Tage Fahtag — — S. 153
204. Wer Vogel fangen will, muß nicht mit Prügeln drein werfen — ebend.
205. Ein Jäher giebt keinen guten Jäger 154
206. Wer zwey Hasen zugleich hetzen will, der fängt gar keinen — 155
207. Viel Hunde sind der Hasen Tod ebend.
208. Mit gezwungenen Hunden ist übel jagen 156
209. Mit willigen Hunden fähet man bald ebend.
210. Man muß Füchse mit Füchsen, Schälke mit Schälken fahen — 157
211. Wer einen Schalk fahen will, muß einen Schalk an die Thüre stellen — ebend.
212. List über List — ebend.
213. Man kann wol zwey Fliegen mit Einer Klatsche schlagen — 158
214. Zwey Füchse in Einem Loche ebend.
215. Zwey Hasen in Einem Sprunge fahen ebend.
216. Zwey Gevattern zu Einem Kinde gewinnen ebend.

Fischerey.

217. Fische fangen und Vogel stellen, verdirbt manchen guten Gesellen — 159
218. Wenn das Land reich ist, ist das Wasser arm 160
219. In trüben Wassern ist gut fischen 161

Inhalt.

Feld = Garten = und Weinbau.

220. Des Herrn Fuß düngt den Acker wohl S. 161
221. Des Herrn Auge ist der beste Mist auf den Acker 162
222. Graf Ego bauet wohl und hat schöne Pferde ebend.
223. Wer mit dem kurzen Wagen nicht kömmt, darf mit dem langen nicht kommen 163
224. Man soll den Acker nicht zu wohl düngen 164
225. Wegen dicker Saat darf Niemand seine Scheuern grösser bauen — ebend.
226. Eine Fahre, Eine Ahre — 165
227. Sommerrocken und Ziegenmist, lassen den Wirt wie er ist — ebend.
228. Es mag, wie es will, gerathen, das Frühe geht vor dem Spaten — ebend.
229. Frühe Saat selten gerath; Späte Saat kömmt mit Rath — — 166
230. Hat die Gerste einen guten Aufgang; so wird sie selten lang — ebend.
231. Die weisse Gans brütet gut — ebend.
232. Wetterschaden macht keine Theurung 167
233. Wiesen und Zehend sind gut zu nähren ebend.
234. Jedes Ding will seine Zeit haben 168
235. Zeit bringt Rosen — ebend.
236. Unkraut vergeht nicht; es käme eher ein Platzregen darauf — 169
237. Gart wend deinen Nahmen — 170
238. Gartenwerk, Wartenwerk — 171
239. Braune Eicheln die besten ebend.
240. Nach braunen Kirschen steigt man hoch 172

Inhalt.

241. Wenn der Kohl gut geräth, verdirbt das Heu S. 172
242. Sonnenjahr, Wonnjahr;
Kothjahr, Nothjahr — ebend.
243. Fabian Sebastian
Läßt den Saft in die Bäume gahn ebend.
244. Lichtmessen Dunkel,
Macht den Bauer zum Junker 173
245. Märzstaub ist dem Golde gleich ebend.
246. Feuchter, fauler März
Ist der Bauern Schmerz — ebend.
247. Märzenschnee
Thut den Früchten weh — 175
248. Viel Schnee, viel Heu; aber wenig Korn und
Fasern — — ebend.
249. Früher Donner, später Hunger 176
250. März kriegt den Pflug beym Sterz:
Dann kömmt der April und hält ihn wieder
still ebend.
251. März ist der Lämmer Scherz;
April treibt sie wieder in die Ställ' ebend.
252. Trockner April ist nicht der Bauern Will' 177
253. Trockner März, nasser April, kühler Mai
Füllt Scheunen, Keller, bringt viel Heu ebend.
254. Maimond kühl und Brachmond naß,
Füllen beide Boden und Faß ebend.
255. Auf Sankt Urban ist das Getreyde weder gerathen noch verdorben — 178
256. Nasse Pfingsten, fette Weihnachten ebend.
257. Wenn wir singen: „Nun bitten wir den heiligen Geist;„
Dann gilt der Rocken allermeist 179
258. Nordwind im Brachmond, weht Korn ins Land ebend.

259. Medard bringt keinen Frost mehr her
Der dem Weinstock gefährlich wär S. 179
260. Was Julius und August am Wein nicht kochen, das wird der September, wenn er auch noch so warm wäre, nicht braten. — 180
261. Mariä Himmelfahrt klar Sonnenschein, Bringt gemeiniglich gern viel guten Wein 181
262. Vinzenzen Sonnenschein, füllt die Fässer mit Wein — — ebend.
263. Sankt Paulus klar, bringt gutes Jahr ebend.
264. Ist es Korporis Christi klar, bringt es uns ein gutes Jahr — — ebend.
265. Was eine Nessel werden will, brennt bald 182
266. Gute Bäume tragen zeitig — ebend.
267. Was ein guter Haken werden will, das krümmt sich bey Zeiten — ebend.
268. Was zeitig wund wird, ficht all sein Tage gern — — 183
269. Nesseln brennen Feinde und Freunde ebend.

Jahreszeit und Witterung.

270. Abendroth, gut Wetter both — 184
271. Morgenroth, Mit Regen droht ebend.
272. Regnets am Sonntage vor der Miß;
So regnets die Woche gewiß ebend.
273. Ist die Woche wunderlich; so ist der Freytag absonderlich — ebend.
274. Das Wetter kennt man am Winde,
Den Vater am Kinde, den Herrn am Gesinde 185

Inhalt.

275. Wenn die Laubfrösche knarren;
So magst du auf Regen harren — S. 187
276. Wenn die Tage beginnen zu langen;
Dann kömmt erst der Winter gegangen ebend.
277. Grüne Weihnachten, weisse Ostern 188
278. Wenn es nicht vorwintert; so nachwintert es gern — — ebend.
279. Es sagt der Bauer: Ein kurzer Hornung sey ein Lauer — 189
280. Lichtmiß, Wintergewiß — 190
281. Auf Lichtmessen hat der Schäfer lieber den Wolf im Stalle, als die Sonne — ebend.
282. So lange die Lerche vor Lichtmessen singt: so lange schweigt sie nach Lichtmessen still 191
283. Mattheis bricht Eis — ebend.
284. Nach Mattheis geht kein Fuchs mehr übers Eis — — 192
285. So lange die Frösche vor Marien schreyen,
So lange müssen sie nach Marien stillschweigen ebend.
286. So lange die Frösche vor Marei schreyen,
So lange müssen sie nach Marei stillschweigen ebend.
287. Pilatus wandert nicht aus der Kirche; er richtet zuvor einen Lärm an — 193
288. Sankt Georg und Sankt Marks
Drohen uns viel Arg's — ebend.
289. Der Mai ist selten so gut; er setzt dem Zaunpfahl einen Hut auf — 194
290. Vor Johannis muß man um Regen bitten; nach Johannis kömmt er von selbst ebend.
291. Wie der Hirsch in die Brunst tritt; so tritt er auch wieder heraus — ebend.
292. Allerheiligen bringen einen gewissen Sommer 195

293. Luzen macht den Tag stutzen S. 195
294. Marischen pustet das Licht aus; Michel steckts wieder an — — 196
295. Je länger der Tag, je kürzer der Faden ebend.
296. Wer nicht fürchtet die Wölfe um Lichtmessen, die Bauern um Fastnacht, und die Pfaffen in den Fasten, der ist ein verwegner Kriegsmann ebend.
297. Nach Fasten kömmt Ostern — 197

Vermischte Bemerkungen und Regeln.

298. Selbst ist der Mann — 198
299. Wenn man selbst geht; so betriegt einen der Bote nicht — — ebend.
300. Wo man nicht selbst kömmt, da wird einem der Kopf nicht gewaschen — ebend.
301. Selbstthun ist Baldthun — ebend.
302. Strecke dich nach der Decke — — 200
303. Thue wie du kannst — 201
304. Wer nicht Kalk hat, muß mit Lehm mauern ebend.
305. Man muß mit den Pferden pflügen, die man hat — — ebend.
306. Brauch einen Esel, wenn du kein Pferd hast ebend.
307. Haben wir nicht Eyer; so braten wir das Nest ebend.
308. Strick den Sack halb zu — ebend.
309. Nach dem Beutel richt den Schnabel ebend.
310. Man muß nicht eher fliegen, als bis einem die Flügel gewachsen sind — ebend.
311. Mit Vielem hält man Haus, mit Wenigem kömmt man auch aus — 204

Inhalt.

312. Wers lang hat, läßts lang hängen S. 205
313. Wer viel Pfeffer hat, pfeffert auch sein Mus ebend.
314. Wer im Rohre sitzt, hat gut Pfeifen schneiden ebend.
315. Wer viel Eyer hat, macht viel Dotter ebend.
316. Grosser Vogel, grosses Nest — ebend.
317. Wer viel hat, der verthut viel 206
318. Klein Gemach, groß Gemach — ebend.
319. Besser eng und wohl, als weit und wehe 207
320. Was sollen grosse Schuhe an einem kleinen Fusse — — ebend.
321. Gemach wird das Kleine groß; jähling das Grosse klein — ebend.
322. So lang es tropft, verseihet es nicht 208
323. Wo es immer zutröpfelt, da wird es nimmermehr trocken — — ebend.
324. Rom ward nicht in Einem Jahre erbauet 209
325. Wer den Pfennig nicht zu Rathe hält, der wird niemals zum Thaler gelangen ebend.
326. Wer sich will ehrlich ernähren, der muß viel flicken und wenig verzehren — 210
327. Von Nichts wird Nichts — ebend.
328. Wie man's treibt; so geht es 211
329. Wer seine Schulden bezahlt, verbessert seine Güter — — ebend.
330. Sparen ist ein grosser Zoll — 212
331. Jeder scharrt auf seinen Kuchen 213
332. Volle Kammern machen kluge Frauen ebend.
333. Eine Frau kann mehr mit Schürzen aus dem Hause tragen, als der Mann mit Aerndtewagen hineingefahren hat — 214
334. Man muß kaufen, wenn es Markt ist 215
335. Kauft in der Zeit; so habt ihr es in der Noth ebend.

Inhalt.

336. Wer den Markt versäumt, dem schlägt man keinen neuen Kram auf — S. 216
337. Einem Hausvater steht es besser an, zu verkaufen, als zu kaufen — ebend.
338. Die Frau hält ihren Reichstag ebend.
339. Man muß unreines Wasser nicht eher weggießsen, als bis man reines wieder hat 217
340. Man weiß wol was man hat, nicht aber was man bekommen wird — ebend.
341. Die Alten sind gut zu behalten 218
342. Neue Besen kehren wohl — ebend.
343. Besser Ein Mitnehmer, als zwey Nachbringer 219
344. Viel Hände machen leichte Arbeit ebend.
345. Viele können viel — 220
346. Zween haben mehr, denn Einer ebend.
347. Man soll den Haber nicht von der Gans kaufen 221
348. Man muß suchen sein Schäfchen auf das Reine zu bringen. — ebend.

Sprichwörter
von Gott
und von Dingen hergenommen,
die sich
zunächst auf ihn beziehen.

1.

Der Nahme Gottes muß sich zu allen Anfängen brauchen lassen.

Leider sind Priester] und Laien von jeher, in Gottes Nahmen, auf Trug und Wucher ausgegangen! Wie manche Hand ward nicht, auf Gottes Nahmen, zu Mord und Frevel geweihet! Wer in den Krieg gehet, spricht: Gott walt es! — schießt, haut weidlich und sticht um sich herum. Daher das unbestimmte Sprichwort:

2.

Alles Unglück fängt in Gottes Nahmen an.

Viel Böses, sollte es heissen; wird in Gottes Nahmen angefangen.

Etwas im Nahmen Gottes thun — heißt dem Christen: Etwas thun, weil es Gottes Wille und Wohlgefallen ist, weil dadurch seine Ehre unter den Menschen befördert, sein Ruhm

auf Erden verbreitet wird. Das können nur gute, löbliche Handlungen seyn, die er in Gottes Nahmen unternimmt.

So sey denn auch dies Buch, nach Gottes Willen, zur Ausbreitung guter Gesinnungen unter den Menschen, mit Gott angefangen, in Gottes Nahmen begonnen!

3.

Gott bescheret über Nacht.

4.

Wem es Gott giebt, dem giebt ers im Schlafe.

5.

Seinen Freunden giebt es Gott schlafend.

Kunz hatte diese Sprichwörter von seinem klugen Großvater oft gehört; aber immer war er so leichtsinnig gewesen, daß er ihren wahren Verstand nicht bemerkt hatte. Das hatte nun die Folge, daß er sich ihrer erst ohne Gedanken und zuletzt so, wie er es seinen bösen Neigungen für zuträglich hielt, bediente. Tadelte man ihn, daß er den Müssiggang liebte, daß er nicht auf das Seinige sähe; gab man ihm zu bedenken, daß er so nach und nach um Haab und Gut kom-

men, daß er mit Schimpf und Schande verarmen werde: gleich setzte er seine angewöhnten Sprichwörter entgegen: Wems Gott giebt, dem giebt ers im Schlafe; Gott bescheret über Nacht, und so weiter. Das war nun ein sehr übler Gebrauch, den er von der Weisheit unsrer lieben Vorfahren machte. Es ging ihm dann auch gerade so, wie ers getrieben hatte. Er kam in Armuth und Schande, und was er selbst muthwillig wegwarf, das gab ihm Gott über Nacht nicht wieder.

Der selige Traugott dachte hierüber ganz anders. Wenn es zuweilen bey allem seinen Fleiße mit der Nahrung nicht recht fort wollte, wenn ihm ein Unglück in der Wirthschaft zu Hause kam und seine Genossin, wie denn die mehrsten Menschen zu thun gewohnt sind, verzagen wollte; so tröstete er sich und die Seinigen mit den Gedanken: daß es Gott ein Leichtes sey, ihm doppelt und dreyfach, was er verloren habe zu ersetzen. Ohne unser Denken und Wissen gebe Gott; Er beschere über Nacht! — Er war immer geschäftig, er hatte immer ein nützliches Gewerbe zur Hand, ob er es dabey gleich in keiner Art von Geschäftigkeit, nach der Weise derer die da reich werden wollen, zu weit trieb. Auch in der Arbeit war er mäßig, damit er Kräfte

und Gesundheit nicht vor der Zeit aufzehren mögte, ohne des Guten jemals, nach welchem er gestrebt hatte, froh zu werden. Gott segnete dann auch was er vornahm, was es auch immer seyn mogte. Da waren denn Leute, die es nicht begreifen konnten, wie es dem Manne so zuflieſſe, der doch so viel weniger zu arbeiten das Ansehn hatte, der alles so ruhig vor sich hintrieb, ohne, wie andre sich zu placken und zu plagen, oder von dem was er that, ein grosses Aufheben zu machen. Seinen Freunden giebts Gott schlafend; antwortete er diesen.

Arbeit, durch Weisheit gemäßigt, gehörig eingetheilt und geordnet, lohnt Gott, auch mit unerwartetem Segen. Wem's Gott giebt, dem giebt er's im Schlafe. Mancher thut alles zur Unzeit und am unrechten Orte, er arbeitet wie drey andre und kömmt keinen Schritt weiter. Wo keine Ordnung in den Geschäften ist, wo man nicht aus anständigen, edlen Absichten arbeitet, da kann man auch nicht verlangen, daß Gott etwas ausserordentliches thun, daß er über Nacht bescheren solle.

Bescheren heißt: Einem etwas aus Güte, nicht aus Pflicht, nicht um seines Verdienstes willen, so geben, schenken, verleihen, daß es

nun seiner Bemühung, seines Zuthuns dabey nicht weiter bedarf. Auch in der Bedeutung kann man sagen, daß Gott über Nacht beschere. Die Sonne scheint, der Himmel regnet, Gras und Kraut und Korn und Wein gedeien und wachsen, Nachts wenn wir ruhen und schlafen; Gott behütet das alles, uns zum Nutzen, ohne unser Sorgen und Zuthun. Das ist dann Gottes Bescheren. Höret die ungefähren Worte eines kernhaften, alten deutschen Schriftstellers, den ich bey meiner Arbeit fleißig gebraucht habe, und den ich noch oft gebrauchen werde, wenn ich mich auch nicht weiter auf ihn beziehen sollte: „Alle Geschöpfe zeugen von Gottes Güte. Jeder Baum sagt dem Menschen: Hier steh ich als Gottes Geschöpf, dir zum Besten gemacht. Zweifle nicht: Gott ist dein Versorger! Jedes Korn sagt: Siehe, du wirfst ein Körnlein in den Acker, zwey oder drey Stengel erwachsen aus ihm, jeder bringt dreyßig, sechzig und hundert Körner, dir zur Nahrung, nach Gottes Befehl. Wenn du nun Gott nicht trauest, so will ich am endlichen Gerichtstage wider dich zeugen: ich habe dich solcher Wohlthat erinnert, und du seyst vorübergegangen, ohne Vertrauen und Glauben. Gott bescheret über Nacht. —„

6.

Was dem Einen gedacht ist, ist oft dem Andern beschert.

Der Mensch fängt oft etwas mit aller nur ersinnlichen Klugheit an und es gelingt ihm doch nicht. Gedenkt einer hier hinaus; so geht es dort hinaus. Gottes Vorsehung behält überall recht. Der Mensch sorgt, schafft, arbeitet und handthieret und es geht doch anders, als er es bedacht und abgemessen hatte. Da bauet einer und sammelt Schätze, und wenn er genug gesammelt und gebauet hat, so schlägt ihn ein Zufall zu Boden. Da kömmt dann was er gesammelt und gebaut hatte, Haus und Hof, Weib und Geld auf einen andern, von dem er in seinem Leben nicht wußte, für den er weder hätte sammeln noch bauen mögen. Die Erfahrung lehrts also, daß einem etwas beschert seyn kann, was einem andern gedacht war.

7.

Man muß beschert für bedacht nehmen.

Was überlegt und bedacht ist, kann doch oft mislingen. Was aber beschert ist, ist durch Gottes Vorsehung da; das muß so folgen und geschehen, wie es der allgütige Bescherer haben

will. Nimm es, als ob du dir es selbst ersehen hättest, und du wirst dich dabey wohl befinden.

8.

Es ist alles beschert Ding.

Was uns wiederfährt, hängt von Gott ab. Es würde nicht geschehen, wenns nicht sein Wille wäre. Wir müssen freylich das Unsrige thun; aber es geschieht nichts, dabey Gott nicht mitwirkt.

9.

Was ich nicht bekomme, das ist mir auch nicht beschert gewesen.

Mancher hätte dies oder jenes wohl bekommen können, wenn er nur zu dessen Erlangung seiner Seits die erfoderlichen Mittel gebraucht hätte. Allein Trägheit und Ungeschicklichkeit hinderten ihn, daß er es nicht that. Es war ihm also wol beschert; aber er bekam es, zu seiner Schande, durch seine eigene Schuld nicht.

Inzwischen sich darüber einen Vorwurf zu machen, da müßte er ein Thor seyn, wenn ihm das in den Sinn käme. Er denkt über die Sache nicht weiter, und hat sein Sprichwort, mit welchem er sich selbst zuspricht, mit welchem er sich bey Andern ausredet: — „Ich habe diesen

Vortheil oder Gewinn, diese Beförderung und dergleichen nicht erhalten. Es sey darum! Ich muß denken: das alles sey mir nicht beschert gewesen!„—

Uebrigens ist es wahr, daß uns ein Glück, zu dem wir entweder nichts beytragen konnten; oder, was wir konnten, beytrugen; wenn wir es demohngeachtet nicht erhalten; von Gott nicht beschert gewesen sey.

10.

Was Gott beschert, bleibt unverwehrt.

oder:

Beschert ist unverwehrt.

11.

Will uns Gott ernähren, so kann es Sankt Peter nicht wehren.

oder:

Hat mirs Gott beschert, so nimmt mirs Sankt Peter nicht.

12.

Beschaffen (beschert) Glück ist unversäumt.

Alte Reime sagen:

„Wenn uns Gott will erquicken,
So kann uns Niemand erdrücken.„

Gottes Willen kann kein Engel, kein Heiliger hindern. Was einem Gott beschert hat, das muß ihm werden. Sankt Peter, der oberste Apostel, kanns nicht hindern; geschweige denn ein Geringerer. Man sagt auch:

13.

Wem Gott wohl will, dem will Sankt Peter nicht übel.

Denn was Gott gefällt, das wird auch allen Heiligen und allen Gottesfreunden gefallen.

Umgekehrt lautet das Sprichwort:

14.

Was einem nicht beschert ist, das nimmt eine Mücke hin.

Es gehet in unsern Schicksalen nach Gottes Willen und Rath. Was er uns zudenkt, bekommen wir, aller Hindernisse ungeachtet. Was er uns nicht bestimmte, dawider darf er nur einen Strohhalm in den Weg legen. So ists je und je gewesen. Sein Wille, sein Anschlag hat müssen fortgehen; dawider hat nichts geholfen.

Das muß nun sehr viel zur Beruhigung eines jeden Rechtschaffenen beytragen. Er ist ge-

wiß, daß es nicht anders gehen könne, als es Gott beschlossen hat. Ihm genügt, wie es Gott fügt. Er weiß, Alles sey, von Ewigkeit her, wie es gehen soll, geordnet. Er erkennet kein anderes Glück, als die höchstweise Gottheit selbst. Diese handelt freylich nach ganz andern Gesetzen, als nach dem Wahne unsers eingeschränkten Verstandes. Daher kömmt es, wenn einem etwas beschert ist, daß es ihm oft, wider alle seine Anschläge und Gedanken, quer Feld ein kömmt, wie und woher er es am wenigsten erwartet hatte. Da Saul seines Vaters Esel suchte, ward er vom Samuel zum Könige gesalbet. Habe ein jeder nur Acht auf sein Leben, wie es da zugehet, wie oft seine weisesten Anschläge sich untereinander selbst zerstöhren. Oft, wenn er am wenigsten dran denkt, tritt ein Ding, eine Begebenheit ein, die er, vor Gott und der Zeit, mit allem seinen Laufen, nicht zur Wirklichkeit zu bringen vermogte.

Also wider Gott kann Niemand. Es geht wie Gott will, und doch kann eigentlich keiner sagen, ihm geschehe Ueberlast oder Gewalt. Beschert bleibt unverwehrt. Oder nach einem andern Sprichworte:

15.

Mein Holz kann mir Niemand verbrennen.

Ob es gleich ein anderer fället, schneidet und heimfährt. Sey nur zufrieden; es wird dir werden was dein ist.

16.

Gott läßt uns wol sinken;
So scheints oft!
Aber nicht ertrinken;
So ist der unerwartete Ausgang.

17.

Beschert Gott den Hasen; so beschert er auch den Wasen. (Den Rasen, das nöthige Futter.)

Gott will es keinem seiner Geschöpfe fehlen lassen, seinem Lieblinge, dem Menschen, am wenigsten. Er müßte ja auch ein sonderbarer Gott seyn, wenn er mehr erschaffen hätte, als er zu erhalten vermögte. Bittet doch kein weiser Wirt mehr Gäste, als er setzen und nothdürftig besorgen kann. Giebt Gott viel Kinder; so giebt er auch zu allen das Brod, zu verstehen, daß auch die Aeltern von ihrer Pflicht nichts dabey versäumen.

18.

Viel Kinder, viel Vaterunser; viel Vaterunser, viel Segen.

Je mehr Kinder, je mehr vernünftige Wesen, die Gott ihren Vater nennen, denen er Vater zu seyn sich nicht entbrechen kann. — Kinderreiche Aeltern, sorget nicht eures vollbesezten Tisches wegen! Vernachlässiget nur euren Beruf nicht; es ist Gott ein Leichtes, diese und noch mehrere zu sättigen. Er sorgt für Grosse und Kleine, für die ganze Menschenheerde! Jeder erhält seinen Antheil, Löffelweise gewiß, wenn es nicht Scheffelweise seyn sollte.

19.

Was vom Himmel fällt, schadet Keinem.

So sagen die Kinder im Scherz, wenn sie einen Stein in die Luft werfen, vor dem die Andern sich hüten müssen. Es ist aber auch eine sehr ernsthafte Wahrheit. Was vom Himmel, das ist, nach Gottes Willen uns wiederfähret, das alles ist gut, ob es uns zuweilen wol böse dünkt.

Glück und Unglück giebt Gott, unsers Bestens wegen. In Allem hat er unsre Wohlfahrt zur Absicht. Es fällt nichts als Glück und Segen

vom Himmel. Aus einer so reinen Quelle kann nichts denn lauter Gutes kommen.

20.

Gott thut nichts Uebels.

Alles was Gott machte, war im Grossen und im Ganzen das Beste. Was Böses da ist, ist kein wirkliches Uebel; oder es ist nicht durch Gott da. Unglücksfälle, die nicht von unsrer Freyheit abhangen, sind doch zu guten Zwecken veranstaltet. Man gewöhne sich auf die Folgen zu sehen, die künftigen im Voraus zu ahnden, aus ähnlichen da gewesenen zu vermuthen. Uebel, die wir uns selbst zuzogen, sind dem höchsten besten Wesen nicht zuzurechnen. Und doch können wir auch diese zu unsrer Vervollkommung nüzen.

21.

Wen Gott betrügt, der ist wohl betrogen.

Trug und Lügen in Gott zu denken, wäre Lästerung. Er ist der Wahrhaftige. Was er dir zusagt, hält er. Er redet durch deine Vernunft und durch erleuchtete Menschen zu dir. Von beyden erfährst du, daß er deine Seligkeit wolle. Laß es nur an deinem Streben nicht

fehlen, und sie wird dir gewiß seyn. Gott giebt mehr, als er gelobt, mehr als du um ihn verdientest. So betrügt er! Wohl denen, die Gott betrügt, sie sind wohl betrogen!

22.

Gott hat mehr, denn er je vergab.

Niemand kann Gottes Güte ausgründen oder ausschöpfen. Seine Hand, zu helfen, ist unbeschlossen und immer voll. Er füllet die Welt mit Reichthum. Das Jahr ist von seinem Segen schwanger. Er ernähret Menschen und Vieh. Eine Aerndte verdrängt die andre. Bey so sichtlicher, täglicher Erfahrung, wer ist da nicht gezwungen, laut zu gestehen: Gott hat mehr, denn er je vergab? —

Von Adam an haben die Leute Gottes Gaben genossen, gegessen, getrunken, sich gekleidet, gebauet und so weiter. Und doch ist der Vorrath nicht gemindert, nicht aufgegessen, nicht aufgetrunken, nicht vernützet zum Bau und zur Kleidung. Wir haben immer für uns noch übrig. Dieser Vorrath ist unser. Wir werden ihn gebrauchen und unsern Nachkommen auch noch genug lassen. Gott hat mehr, denn er je vergab.

23.

Gott giebt die Kleider nach dem Regen.

Er ist ein weiser und guter Vater, der uns gegen die Anfälle des Lebens nicht unberathen gelassen hat. Er hat uns wider alles Leiden, das er uns bestimmte, an Seel und Leib ausgerüstet. Kein Uebel ist an sich unerträglich; es sind Mittel zur Hand, es wo nicht wegzuschaffen, doch um vieles zu erleichtern.

So kenne ich Leute, auf deren Nacken eine Last von Geschäften und Sorgen ruht, unter welcher andre erliegen würden. Aber diese Leute sind auch mit der bestimmtesten Anlage zum Tragen und Leiden gebohren. Ihr Körper ist eisern, ihr Geist entschlossen und voll der lebendigsten Kraft. Gott giebt die Schultern nach der Bürde. Wem Gott hilft, dem ists halbe Last.

Sonderlich wird die Wahrheit dieses Satzes in einzelnen Fällen sichtbar. Jeder ehrliche Gottesfreund, der auf sich selbst acht hat, wird gefunden haben, daß so manche drückende Vorfälle seines Lebens gerade zu der Zeit eintraten, da er dawider am besten verwahrt war, da er sie am leichtesten ertragen und ausdauern konnte. Es ist überaus nüzlich, aus diesem Standpunkte auf

sein vergangenes Leben zurückzusehen. Ich verlor einen würdigen Vater, eh ich ihn schätzen konnte; ich verlor geliebte Verwandte, unter Umständen, da der Tod ihnen ein Glück war; tugendhafte Freunde gesellten sich zu mir, da ich eines Gegengewichts gegen Hang und Verführung bedurfte; ich war, in einer sonst unbequemen Lage, gesund und von drückenden Sorgen befreyt; krank, genoß ich der zärtlichsten Pflege. Gott hat mir überall die Kleider nach dem Regen gegeben! — Mein Herz und meine Lippen preisen ihn dafür.

Es hat Niemand zu verzweifeln Ursach. Er kenne nur Gott recht, er fasse nur Vertrauen zu ihm. Gott versucht keinen über seine Kräfte. Er legt eine Last auf; aber er hilft sie auch tragen.

24.

Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand.

25.

Wen Gott schickt, der ist geschickt.

Wer, mit den nöthigen Fähigkeiten versehen, durch Anwendung erlaubter Mittel, zu einem Amte gelangt, der allein kann sagen, Gott habe

ihn beamtet, ihn gesendet, er sey Gottes Abgeordneter; Gott habe ihm das Amt und zu dem Amte den Verstand gegeben. Auf eine andre Weise macht das Amt wohl keinen verständig, der es zuvor nicht war.

Ungeschickte und Unfähige, aus kleinen Absichten, oder nur aus übelverstandnem Mitleiden, zu einem Amte verhelfen, dem sie auf keine Weise gewachsen sind, und ein solches Verfahren bey seinem eignen Gewissen und bey der Welt damit entschuldigen: Wem Gott ein Amt gäbe, dem werde er auch Verstand verleihen; heißt: Gottes Namen mißbrauchen, von seinen Eigenschaften unwürdige Gedanken unterhalten entweder, oder den Sinn seiner Worte überall nicht verstehen.

Bey allem Bewustseyn seiner Ungeschicklichkeit dazu, ein Amt dennoch suchen, in der Hoffnung, Gott werde uns den Verstand, der uns fehle, nach der Hand zukommen laßen, ist abergläubische Dummheit, die sich erst selbst und dann andre hintergeht. Dieser Amtsfähige Verstand wird, nächst der natürlichen Anlage, allein durch Fleiß und Uebung erworben. Man gelanget auf keinem andern Wege dazu.

Bilde deine angeborne Fähigkeiten aus, Freund! Erweitere deine Kenntnisse, nach dei-

nem besten Wissen und Gewissen. Bewirb dich dann um eine Stelle, die du nach der sorgfältigsten Prüfung, wohl zu versehen dich getrauest. Gott hat dir den Verstand dazu gegeben, dich dazu vorbereitet. Du wirst sie erhalten, wenn es sein Wille ist.

Jedes Amt hat noch seine kleinen Geschäfte, die man erst durch die Ausübung selbst lernt. Auch diese werden je länger je besser von der Hand gehn. Gott wird deine redlichen Bemühungen mit dem abgezweckten Erfolge gewiß nicht unbelohnt lassen! Er hat dich gesendet; er wird auch sorgen, daß du in dem erfoderlichen Grade geschickt werdest. —

26.

Gott ist der Dummen Vormund.

Wenn einem Menschen von schwachen Verstandskräften, ein sonderliches Glück, ohne daß er dazu gethan hat, begegnet; so sagen die Leute gemeiniglich, in einem Tone, der nicht von Neid und Verachtung rein ist: „Da sieht mans! Gott ist der Dummen Vormund!„

Wohl ist ers! aber in einem edlern Sinne als ihr es meynet. Jeder Mensch, der Verstandloseste, wie der Weiseste, ist unter Gottes

unmittelbarer Aufsicht, unter seiner besondersten Leitung und Beschirmung. Es würde für einen jeden unter uns schlimm aussehen, wenn Gott nicht für ihn handelte, nicht seiner auf eine, Menschen unerfindliche, Weise sich annähme. Es begeben sich in dem Leben eines jeden Vorfälle von der ausserordentlichsten Natur, von der dunkelsten Verwicklung, bey welchen der Klügste, seine Rathlosigkeit zu bekennen, sich gedrungen sieht. Wenn er nun doch seinen Entschluß nehmen, aus vielen Wegen Einen einschlagen soll, worauf anders kann er da rechnen, als daß der höchste Regierer ihn leiten, ihn den Weg, den er wandeln soll, führen werde? Ferner fehlt der Weise, wie der Unweise, in den alltäglichsten, wie viel mehr nicht in den seltneren Vorkommenheiten des Lebens. Wer hindert es, daß nicht noch schlimmere Folgen daher entstehen; wer lenket da alles zum Besten; wer schaffet, daß aus dem Uebel selbst Gutes erwächst? In diesem allen ist Gott der Weisen, wie der Dummen, Berather und Vormund. Beide unterscheiden sich nur darin, daß der Eine sich mehr selbst zu helfen verbunden ist, als der Andre, weil er mehr Mittel dazu in Händen hat. Keiner von beiden ist mündig. Der Klügere ist nur der Mündigkeit näher.

Du also, der du dich, ohne deine Schuld und Versehen, nicht erleuchtet wie andre, der du dich täglich in Umständen befindest, in welchen dir Rath und Hülfe gebrechen; laß dich das keinen Augenblick irre machen; du stehest unter der guten Vormundschaft Gottes. Er kann dir unverschuldete Schwäche nicht anrechnen. Es war in seinem eigenen Rathschlusse, daß dein Verstand nur so groß seyn, über diese engen Schranken nicht hinaus sich erstrecken sollte. Verlaß dich um so mehr noch auf ihn. Er wird was dir mangelt aus seinem unerschöpflichen Vorrath ersetzen. Für wen Gottes Verstand handelt, der ist allein recht berathen! —

Klügere, spottet der Einfältigen nicht! Lasset über ihr Fortkommen keinen Zweifel bey euch vorwalten. Gott ist ihr Führer! Ich habe schon oft gesehen, daß zum Laufen nicht half schnell seyn, zum Streit nicht stark, zur Nahrung nicht geschickt, zum Reichthum nicht klug seyn. Zum angenehm seyn nicht half, daß einer ein Ding wohl konnte. Sondern an Gottes lenkender Vorsehung lag alles. Ich habe kluge, geschickte, anstellige Menschen gesehen, die bey allem ihren Geschicke nur kümmerlich durch die Welt konnten, die mit Mangel und Noth überall zu kämpfen hatten. Neben ihnen liefen Einfältige,

Ungeschickte, Unthätige auf gleicher Erde fort, kamen zu Glück und Ehren, sahen alle Hindernisse vor sich her verschwinden, eine unsichtbare Macht führte sie zum Gipfel des Berges, an dessen Fuße jene der Tod noch überraschte. —

27.

Gott verläßt die Seinen nicht.

Wenn du seine Gebote zu halten, dich nach deinem besten Vermögen bestrebst; so bist du der Seinen Einer; bist sein Kind, gehörst zu seiner großen Familie. Trau ihm in allem Leiden, in jedem Unfalle des Lebens, in Krankheit und Schmerzen, in Noth und Verfolgung; er wird dich überall nicht verlassen. Im Tode selbst nicht. Dein Geist wird dem Staube entfliehen, wenn auch über dir der Himmel einstürzen; deinen Füssen die Erde entgehen sollte.

O der tröstlichen Rede! O des Glaubens, der stärker, als die Natur selbst ist. Auf ihn haben sich die größten Männer der Erde gelehnet, sind durch ihn groß, sind Helden geworden. Ein David, in der rühmlichen Zeit seines Lebens. Ein Paulus in allen Gefahren, denen er zum Besten der Wahrheit sich aussetzte; ein Luther, wie er entschlossen nach Worms ging, eine Lehre

öffentlich zu bekennen, die man ihn zu wieder-rufen nöthigen wollte. —

So, wenn es Rechtschaffnen übel gehet, wenn du die Tugend leiden siehst; verzweifle an der Hülfe des Allmächtigen nicht! Ehe könnte ein Weib ihres Kindes vergessen, ehe sich nicht über den Sohn ihres Leibes erbarmen, sagt der hebräische Dichter.

28.

Gott giebt einem was er ihm gönnt.

Der Unzufriedne weiß nicht was er bittet, kennt sich selbst und seine eigentlichen Bedürfnisse nicht. Daher will er immer weiter, als Gott will. Daher ist seines Wünschens und Strebens, seines Unmuths und seines Mißvergnügens kein Ende. Dafür wär es doch wohl besser, sich in Gott beruhigen, seine Weisheit erkennen, seiner Macht und Liebe vertrauen zu lernen. Sollte er uns, seinen Kindern, das Beste nicht gönnen, nicht zur gelegensten Zeit geben? — Laßt uns keinen Augenblick unsers Lebens daran zweifeln! — Gott giebt uns, was er uns gönnt; Gott giebt uns, was er nach seinem Willen uns zudenkt.

29.

Wer Gott zum Freunde hat, dem schadet keine Kreatur.

Ohne Gottes Willen fällt keinem ein Haar von seinem Haupte. Ohne Gottes Schickung geschieht keinem ein Leid. Bin ich des göttlichen Wohlgefallens versichert, und das kann ich seyn, wenn ich mich eines rechtschaffnen Wandels vor ihm bewust bin, so muß alles, Glück und Unglück, Leben und Tod selbst, zu meinem Besten gereichen. Furchtlos will ich also, unter seiner Aufsicht, einhergehn. Kindisch wär es, wenn ich an der Hand des Allmächtigen zagen wollte. Wenn der Herr der Natur sich zu meinem Beschützer anbietet; was wollen Menschen gegen mich vermögen? —

30.

Gott begegnet manchem, wer ihn nur grüßen könnte.

Gott begegnet allen Menschen, sagt mein alter Gewährsmann; wenn er sie zu einem Stande ordnet, darin sie bleiben und den sie auswarten sollen. Aber nicht alle grüßen Gott; nicht alle sind mit ihrem Glücke zufrieden, sehn nur auf Andre, lassen sich deren Stand besser, als

ihren eignen gefallen. Paulus räth einem jeden an, in dem Berufe zu bleiben, zu dem ihn Gott berufen hat. Wer zum Lehren berufen ist, der lehre; wer zum Vermahnen, der vermahne. Ein jeglicher, wie es ihm Gott gegeben hat. Ein Fürst soll vorstehen mit Sorgen ꝛc. Bist du ein Ehemann oder Eheweib, so wisse, Gott ist dir begegnet; dein Stand gefällt ihm. Darnach richte dich, unterwirf dich seiner Regierung; es mag dir schwer oder leicht fallen. Der Mann überseh'es dem Weibe, ob es unterweilen schwach, zornig und wunderlich seyn mag. Wiederum das Weib halt' es dem Manne zu gut, ob er gleich launisch und wunderlich seyn mag. So wird Gott von beiden Seiten gegrüßt; angenommen, wenn er uns begegnet; für einen Gott gehalten, der unsern Stand nicht tadle. Wo dieser Gruß nicht geschieht, da dünkt einem jeden sein Stand unerträglich, da kehren Zwietracht und Noth ein, da ist des Kummers kein Ende. Jeder kann dies auf sich und auf alle Stände in der Welt anwenden, die nicht öffentlich wider Gott sind. Er wird überall finden, daß es Wahrheit sey: Gott begegne manchem, wer ihn nur grüßen könnte.

In einem andern Sinne begegnet uns Gott, wenn er uns Gelegenheit zur Ausübung einer

und der andern guten Handlung, zur Rückkehr von Untugend und Laster, zur Wiederkehr zu ihm, unserm Wohlthäter und Vater, darbietet. Wenn wir ihm da doch immer entgegen gehn, seine liebreichen Anerbietungen annehmen, ihn grüßen wollten! —

31.

Alles nach Gottes Willen!

Wie Gott will! — Des Herrn Wille geschehe! — Ein Wort der Ergebung in den guten Willen unsers himmlischen Vaters. Ein Gebet zugleich, von unserm besten Lehrer empfohlen, von ihm selbst in den Stunden der Leiden gebetet. „Ists möglich, so gehe dieser Kelch mir vorüber; doch nicht wie ich will, sondern wie du willst!„ — Wills Gott! — Ein frommes Einschiebsel, anzuzeigen, daß man in seinen Entschließungen dem Willen Gottes sich unterwerfe, daß man den Ausgang einer Sache von seiner Regierung erwarte. Inzwischen laufen diese und ähnliche Formeln, leider, den mehresten über die Lippen, ohne daß sie sonderlich etwas dabey denken.

32.

Bey Gott ist Rath und That.

Mancher Mensch hätte wohl Willen und Macht; aber die Klugheit fehlt ihm. Mancher

könnte ein Ding wohl angeben, er hätte auch Lust und Neigung dazu; aber es liegt an Kraft und Vermögen. Er muß es lassen anstehen. — In Gott ist Macht und Weisheit und Güte vereinigt. Er kennt das Beste, er will es und was er will, das kann er. Ihm wollen wir trauen, auf ihn uns überall verlassen!

33.

Sorg und sorg auch nicht zu viel; es geschieht doch was Gott haben will.

Sorge, überlege mit heiterem Verstande, wie viel du mit den Deinigen bedarfst; denke über die Mittel, wie du das herbey schaffen kannst; siehe zu, daß du diese Mittel am rechten Orte und zu gehöriger Zeit anwendest! Nur bis dahin reiche deine Sorge! — Ob du nun deinen Zweck für immer erreichen, ob du alle Hindernisse, die sich dir in den Weg stellen, besiegen werdest? Darum würdest du dich vergebens bekümmern; das überlaß Gott, dem Regierer des Ganzen, der was er will erreicht, dem kein Hinderniß unüberwindlich ist und der gewiß dein Bestes, von Ewigkeit her, mit in Anschlag gebracht hat! —

34.

Was Gott will erquicken,
Das läßt er nicht ersticken; oder:
Was Gott will erhalten,
Das kann nicht erhitzen, noch erkalten.

Wem Gott Gutes zugedacht hat, den erhält er auch, daß er des Guten froh werde. Wen Gott zu erhalten beschlossen hat, den führt er sicher durch alle Gefahren des Lebens. Unmögliche Dinge macht Gott aber nicht möglich. Wer auf irgend eine Weise, schuldig oder unschuldig, Schaden nimmt, den hatte Gott euch nicht zu erhalten beschlossen. In den Rathschluß Gottes gehört das eigne Verhalten eines jeden hinein.

Ich erinnere mich, einer sorglosen Mutter, wegen gänzlicher Vernachläßigung ihrer Kinder, Vorstellung gethan und die Antwort empfangen zu haben: „Es käme so viel nicht darauf an; was Gott erhalten wolle, das könne weder erhitzen noch erkalten.„ — Diese Frau, ob sie gleich nicht gemeinen Standes war, äußerte damit doch nur eine sehr gemeine Gemüthsart. Ich wünschte nicht, daß sie unter unsern Müttern, höheren und niedrigern Standes, ihres Gleichen hätte. Wisse, Unnatürliche! Wenn dein Kind, von dir verwahrlost, an der Gesundheit seines

Leibes oder seiner Seele, vielleicht an seinem Leben, Schaden nimmt; so hatte Gott zwar desselben Erhaltung auch nicht beschlossen: daß er aber seine liebreichen Absichten an diesem seinen Geschöpfe unerreicht lassen muste, davon fällt die Schuld auf dich zurück, dafür bist du dem höchsten Regierer zur Rechenschaft verpflichtet.

Uebrigens sind beide Sprichwörter nicht allzugut ausgedrückt. Im letztern ist ein Sprachfehler. Erhitzen heißt nicht: heiß werden; sondern: heiß machen.

35.

Nach Krieg und Brand
Kömmt Gottes Segen ins Land; oder:
Krieg und Brand
Segnet Gott mit milder Hand.

Wenn man es darnach anfängt nemlich. Sonst freylich ists ein leidiger, nichts sagender Trost. Es sind euch ja wol eher Leute vorgekommen, die ihr ganzes Leben hindurch auf den Brand bettelten. Mir ist ein Königreich bekannt — Eins, sag ich? — mehrere sind es, die durch den Kriegesgeist, der sie beherrschte, von Einem Grade des Verfalls zum Andern heruntergebracht wurden. Gott kann nur da segnen, wo man sich seines

Segens würdig beträgt. Wer dadurch, daß die Flamme seine Besitzungen verzehrte, oder daß der Feind ihn seiner Habe beraubte, zu neuer Wirksamkeit ermuntert, alle Kräfte seines Verstandes und seiner Glieder anstrengt, seinen verfallnen Angelegenheiten wieder aufzuhelfen, wer dazu aller erlaubten Mittel in Vertrauen auf Gott sich bedienet, wahrlich! der wird der natürlichen Folgen seines Fleißes theilhaftig, Gott wird ihn nicht ungesegnet, nicht unberathen lassen. Wenn nun, durch die Verheerungen eines Krieges selbst veranlaßt, Betriebsamkeit Charakter einer Gemeine, Tugend eines ganzen Volks wird; so breitet auch, nach göttlicher Einrichtung, obgleich auf einem ganz natürlichen Wege, Wohlstand sich über Familien, Gemeinen, Provinzen und Länder aus. Da kann man denn wol sagen: Gott habe Krieg und Brand, eigentlich den Schaden, den beide anrichteten, mit milder Hand vergütet.

36.

Wenn es Gott gefällt, so wird es Tag.

Wenn dir oft in der Nacht der Leiden das hülfreiche Licht des Tages verzeucht; so denke: es habe Gott so gefallen; der erwünschte Tag

werde schon anbrechen, zu der Zeit und Stunde, die er, nach seiner Weisheit, zu deinem und Anderer Besten für die gelegensten erkennen werde. Eigentlich wird es freylich immer, nach Gottes Gefallen, Tag; aber Ordnung gehört mit zum Wohlgefallen Gottes. Ordnung ist der Weisheit Gesetz. Gott macht von dem regelmäßigen Laufe der Natur keine Ausnahme. Es wird, nur zur bestimmten Stunde, nach Gottes Gefallen, Tag.

37.

Wenn Gott will, so krähet eine Axt unter der Bank.

Nicht, daß mit seinem Willen etwas geschehen könnte, das seiner Natur nach unmöglich wäre; das nicht! Was an und für sich nicht geschehen kann, das kann Gott mit seiner ganzen Allmacht nicht geschehen lassen. Es giebt aber viele Dinge, die uns und Andern unmöglich, wenigstens überaus unwahrscheinlich dünken, derentwegen, daß sie nicht geschehen würden, man Tausend gegen Eins wetten könnte; Diese, gleichwol an und für sich mögliche Dinge, stehen in dem allesvermögenden Willen Gottes und werden nach seinem Gutbefinden, oft wider allen Anschein

und wider alle menschliche Vermuthung, wirklich. Diese Wahrheit liegt in dem versteckten, zweydeutigen und auch wol für die Würde der Sache zu niedrigen, Sprichworte.

38.

An Gottes Segen ist alles gelegen.

Es kömmt bey allen unsern Unternehmungen, sie mögen mit noch so vieler Ueberlegung, noch so sehr zur rechten Zeit und am rechten Orte begonnen seyn, darauf an: ob es auch dem weisesten Regierer aller Dinge gefalle, das Gedeyen dazu zu geben? sonst ist Kunst und Arbeit daran verlohren. Mit andern Worten: Es gehören bey einer Begebenheit, die wir durch unsre Kräfte zur Wirklichkeit bringen wollen, zu dem allen, was wir dabey thun können, auch noch manche Dinge wesentlich nothwendig, die allein Gott, der Allesvermögende, in seiner Gewalt hat. Das Hinzukommen dieser, von uns unabhängigen Dinge, in so fern wir es göttlicher Regierung zuschreiben, heißt uns Segen Gottes. Der erfahrenste Landmann bestelle seinen Acker mit noch so vieler Klugheit; hat er die Natur in seiner Gewalt? Kann er über Regen und Sonnen-

schein gebieten? Izt ist die Saat erwachsen; ein einziger Nachtfrost zur Unzeit richtet einen Theil davon zu Grunde. Izt sind seine Hufen, weiter als sein Blick reicht, mit reifenden Aehren bedeckt, die der Hauch des Windes, wie Meereswogen, fortwälzt. Er sieht die reichste Aerndte in der Nähe; sein Herz steigt in trunkner Freude empor. Plözlich bezieht sich der Himmel, die Luft empört sich, Schloßen brausen herunter; alle seine Hofnung ist mit den Halmen seiner Gefilde zerschlagen; wenige Minuten waren dazu hinreichend. So geht es in allem was Menschen beschliessen und vornehmen. Ohne Gottes Zustimmung, ohne seinen Segen wird nichts ausgerichtet; nichts angefangen, geschweige vollzogen. Gott muß alles was angefangen ist ergänzen; sonst ists ummöglich, daß etwas daraus werde.

Rechtschaffne Gottesverehrer sparen also zwar in allen ihren Angelegenheiten eigenen Fleiß nicht; sind aber dem ungeachtet sehr überzeugt, daß von Gottes Dazwischenkunft alles abhänge. Wenn ihnen dann auch ein Ding geräth, wenn dies und jenes ihren Rathschlägen zusagt, ihren Händen gelingt; so sind sie weit entfernt, diesen Ausgang sich, auch nur dem kleinsten Theile nach, ausschließend zuzuschreiben. Mit dankbarer Ge=

sinnung sehen sie überall auf Gott zurück, denken sich und alles was ihnen zusteht in Beziehung auf ihn, erkennen und bekennen es mit dem Herzen und mit den Lippen: daß von ihm alles abhänge, daß an seinem Segen alles liege. —

39.

Gott ist mit im Schiff.

Gott ist bey uns in der Noth. In allen Gefahren ist Gott mit uns. Er ist, wenn uns unser Beruf dazu auffodert, durch Feuer und Wasser unser Begleiter. Der Fromme kann sich fürchten vielleicht, wenn Noth von allen Seiten hereindringt, wenn die Wellen der Trübsale seinem Kiele den Untergang drohen; aber verzweifeln kann er niemals. Gott ist mit ihm, Gott ist am Steuer. Wenn Anderer Hülfe zu kurz fällt, dann ist Er gegenwärtig, dann ist durch ihn noch Errettung möglich.

40.

Gottes Wille hat kein Warum.

Kann heissen: Gott hat zu seinen Handlungen keinen Grund. Was er thut das thut er nach Willkühr. Sein höchster Grund ist sein blindes Wollen.

Falsche, widersinnige Vorstellung, die den höchsten Monarchen des Weltalls in einen elenden Despoten verwandelt. Weisheit und Liebe sind das Gesetz der vollkommensten Macht. Auf sie ist der kräftige Wille des Allerhöchsten gegründet. Gottes Wille hat überall sein Warum.

Gottes Wille hat kein Warum, kann ferner heißen: Es ist ausser Gott Niemand, dem er von seinen Handlungen Red und Antwort geben dürfte. Er ist sich selbst sein Gesetz. Kein höherer über ihm. Wer mag ihn zur Rechenschaft fodern? Er ist seinen bestimmenden Grund Keinem, als sich selbst schuldig.

Wahre Vorstellungen, der Gottheit würdig! Gott ist, von keinem andern Wesen abhängig, der allein Unabhängige! — Gottes Wille hat kein Warum. — Im Denken Ungeübte läugnen, was sie nicht wahrnehmen. Was sie nicht empfinden, das ist auch nicht da für sie. Wozu sie die Gründe, auf den ersten Versuch, nicht gewahr werden, dazu ist überall kein Warum vorhanden. Nun geschehen von Gottes wegen tausend und aber tausend Dinge, deren bestimmende Gründe dem geübtesten menschlichen Verstande, geschweige dem nicht geübten, unerreichbar sind. Der Weise, mit dem gegenwärtigsten Gefühl seiner Schwäche, vermuthet auch da Licht, wo dichte Nebel seinen

Augen vorschweben. Er verehret die liebende Gottheit auch da, wo sie ihre Wege ihm, seiner geringen Fassung wegen, nicht entdecken konnte, oder, seines Bestens wegen, nicht wollte.

Der Mindererleuchtete ist mehrentheils auch minder bescheiden. Er sieht die Warums nicht; also sind sie ihm nicht vorhanden. Er ist sich seines eigenen Warums, oft nicht einmal in wichtigeren Angelegenheiten, bewust. Wenn er Gott denkt, ihn ermißt; so nimmt er aus sich dazu den Maaßstab. So wie er, ohne überlegten Grund, handelt; so muß es gleichfals Gott thun. Gott wäre, seinen Begriffen nach, der Allgewaltige nicht; wenn er zu seinem Willen ein Warum hätte.

41.

Wider Gottes Gewalt kann keiner.

Wenn Hindernisse, die nicht vorauszusehen, nicht vorauszuberechnen waren, unsern Entschliessungen in den Weg treten, ihre Ausführbarkeit hindern; so trösten wir uns selbst damit und entschuldigen uns gegen Andere, wenn wir sagen: Wer kann wider Gottes Gewalt? — Wir haben nicht unrecht so zu reden, wenn wir nur zugleich mit verstehen, daß Gottes Gewalt sich nach

höchster Erkenntniß und nach unbegränztem Wohlwollen bestimme.

Mich kann nichts abhalten, als Gottes Gewalt. — Eine Redensart, die einen Mann kleidet, der irgend einen grossen Entschluß mit Ueberlegung genommen hat. Der Himmel müßte einfallen, die Natur wider ihn sich empören; sonst bleibt sein Vorsatz unerschüttert, sonst geht sein Werk seinen Gang fort. —

42.

Gott hilft dem Stärksten.

Das ist kein wahres Wort, wenn es heissen soll: Gott und das Recht sind auf Seiten dessen, der die Oberhand behält. Die Unschuld hat oft untergelegen. Ist aber jemand stark, durch Recht und Weisheit und Vertrauen auf ihn, dem hilft Gott.

43.

Gott hilft dem Schwächsten.

Ist auch nicht wahr. Wer schwach ist, hat darum noch nicht recht, ist darum des göttlichen Beystandes noch nicht würdig. Wenn einer aber schwach wäre, der Ungerechtigkeit unterläge und dennoch von Gott nicht ließe, auf Ihn sein Vertrauen setzte, dem würde er wol beystehn.

44.

Hilf dir selbst; so hilft dir Gott.

Eine Ermunterungsregel zur Thätigkeit. Erwarte kein Wunder; stehe nicht mit lässigen Händen da: rege dich: Gott ist mit dir!

45.

Man muß mit Gott in die Hände speyen,

(sehr gemein ausgedrückt!)

wie diejenigen thun, die sich, eine Last fortzubewegen, in Bereitschaft setzen;

man muß aber Hand mit anschlagen.

46.

Gott giebt einem wol den Ochsen; aber nicht bey den Hörnern.

Die Güter des Lebens liegen dir auf allen Seiten zur Hand. Es bedarf nur deines Zugreifens.

47.

Sankt Niklas bescheret die Kuh; liefert sie aber keinem am Seile.

48.

Um Arbeit haben die Götter alle Güter feil,

sagten die Römer.

Gott hilft dem Fleiße,

sagen wir.

Wozu wären dir Hände und Füße geworden, wenn du sie nicht in Wirksamkeit setzen wolltest? Gott will deine Erhaltung, das Wohl deines Leibes und deiner Seele; aber er will auch dazu die Mittel. Also arbeite, handle! Dem Unthätigen hat Gott nichts verheißen; der ist von ihm und von Allen verlassen.

49.

Wer in seinem eignen Hause beschneyet oder beregnet, deß will sich Gott auch nicht erbarmen.

Genug, daß ihm das Haus ward. Er sehe nun zu, daß er sich darin erhalte. Wenn er es nicht thut; so ist es seine Schuld und sein Schade.

Gott dringt seiner Güter keins auf; die Seligkeit selbst nicht. Ringe darnach und Gott wird dir mehr geben, als du jemals erwarten konntest.

50.

Wer Gott traut, hat wohl gebaut.

Was einer mit Gott, in dem festen Vertrauen, daß Er mit dazu rathen und helfen werde, anfängt, das wird, mit Christo zu reden, ein Haus auf einem Felsen gegründet. Da mögen denn die Wetter des Unglücks von allen Seiten hereinbrechen; der Bau ruht auf einem Grunde, der ihrem vereinigten Wüten Trotz bietet.

51.

Gott walt' es! ist aller Bitten Mutter.

Walten heißt so viel, als regieren, zum Besten lenken. Gott segne das Werk, Gott födre die Arbeit! All unser Thun werde mit Gott begonnen. Herr! auf dein Wort wollen wir das Netz auswerfen. — In Gottes Namen fahren wir. Die Alten fingen ihre Anschläge und Händel mit Anrufung der untödtlichen Götter und des alles regierenden Glücks an. Sollten wir weniger thun, die wir überzeugter als jene, einen alles vermögenden, allliebenden Vater und Schöpfer, einen einzigen höchsten Regierer verehren?

52.

Man gelebt Eines Gottes; aber nicht Eines Menschen.

Gott ist das beste, vermögendste Wesen. Es bedarf keines Andern. Ein Mensch ist für sich sehr wenig. Er bedarf Andrer und ist Andern sehr nöthig. Es würde bald um sein Glück, wo nicht um ihn selbst geschehen seyn, wenn man ihn, ohne Beystand, sich selbst überlassen wollte.

53.

Der Mensch denkts; Gott lenkts.

Unsre Wege sind nicht allezeit Gottes. Unsre Gedanken nicht seine. Unsre überlegtesten, besten Entwürfe mißlingen, nach Gottes höherer Weisheit und nach seinem untadelhaften Gefallen. — Unzufriedenheit wäre es mit seiner väterlichen Führung, wenn du, irgend einer grösseren oder kleineren Fehlschlagung wegen, dich über ihn beklagen, wider seine höchstgütige Einrichtung deiner Schicksale murren wolltest. Gott war es, der dir seine Zustimmung versagte. Menschen waren Werkzeuge, deren seine Hand sich bediente.

Der Mensch denkts; Gott lenkts. Was fürchtest du dich in Zeiten, wo Menschen wider dich aufstehn, über deinen Untergang sich berath-

schlagen, dir alle Wege zur Rettung versperren; Gott ist im Spiele! Ein Hauch seines Odens erheitert den Himmel um dich. Da müssen denn deine Widersacher sich entzweyen; da müssen Dinge geschehen, Begebenheiten eintreten, die kein menschlicher Verstand ersehen oder berechnen konnte! Leset die Geschichte Josephs, leset die Weltgeschichte überhaupt, und überzeugt euch von dieser nützlichen Wahrheit.

54.

Gott läßt sich nicht täuschen.

Nach einer grobsinnlichen Vorstellungsart: nicht auf dem Aermel malen. Sonst ists eine ewige Wahrheit: Gott kann so wenig selbst trügen, als von irgend einem betrogen werden. Gott kann auch nicht lügen. Er sieht und weiß alles. Menschen mag der Heuchler wol hinter das Licht führen; aber wenn er darauf ausgeht, auch dem Allsehenden einen falschen Schein von sich vorzuspiegeln; so ist das so gottlos und lächerlich zugleich, daß nichts darüber ist. — Der Verbrecher, dessen Schandthaten im Verborgnen geschahen, gehe noch so stolz unter seinen Mitmenschen einher, geniesse unverdienter Ehre und Ansehens in noch so reichem Maasse: es ist doch Einer, der ihn

unterscheidet, dessen untrüglichem Urtheile seine angenommene Larve nicht im Wege ist.

55.

Treuen Dienst lohnet Gott.

Die besten Herren, oder sonst gute Leute, denen wir dienten, können uns oft unsre Dienste nicht belohnen; ob sie gleich gern wollten. Es gereicht ihnen dann zur Beruhigung, denken zu können: Gott werde es an ihrer statt thun.

Andere könnten ihre getreuen Diener, Anhänger und Untergebene überflüßig, wenn sie wollten, belohnen. Aber sie wollen nicht. Sie lassen sich so bedienen und aufwarten, als ob das der Natur nach nicht anders seyn könnte; glauben nicht, daß sie etwas dafür zu thun und zu geben nöthig hätten, halten sich oft zur gemeinsten Freundlichkeit nicht dafür verpflichtet.

Andre von leichtsinniger Gemüthsart vergessen eine halbe Lebenszeit von Diensterweisungen, wie man eines Traumes vergißt.

Andre noch schlimmere vergelten Gutes mit Bösem, sind thätig undankbar, verfolgen die, die sie belohnen sollten. —

Gegen alle dergleichen Kränkungen ist es dem redlichen Manne Trost: Belohnung von Gott, auf gutem, festem Glauben erwarten zu können.

Gott lohnt auch, wenn nicht in dieser; in jener Welt gewiß. Aber er lohnt auch hier schon. Ich habe manchen treuen Diener gesehen, der arm von seinem Herrn wegging, eben weil er getreu war; den aber Gott nachmals auf unvorherzusehenden Wegen reich machte, wol gar noch über seinen vormaligen Herrn erhob. Auch davon giebt die heilige Geschichte Beyspiele. Joseph diente dem Potiphar sehr ehrlich. Potiphar wuste es und dennoch war ein Verdacht, zu dem Joseph nicht den mindesten Anlaß gegeben hatte, hinreichend, daß er von ihm verstossen und, ohne alle weitere Untersuchung, gefangen gehalten wurde. Joseph blieb auch im Kerker seiner menschenfreundlichen Gemüthsart getreu und Gottes Vorsehung ließ bald Begebenheiten eintreten, die ihn an dem Hofe des Aegyptischen Königes selbst bekannt machten. Nicht lange; so war der ehemalige Diener eines Unterbedienten, nach dem Könige der Erste des Reichs, ein Wohlthäter vieler Millionen und der Seinigen, die ihn schon lange nicht mehr unter den Lebendigen glaubten. — Jesus, unser Herr und Meister, hatte sich, durch Lehre, Leben und thätiges, unermüdetes Wohlwollen, um sein Volk verdient gemacht, und dennoch war es eben dies Volk, von dem er gehaßt, verfolgt und zuletzt ums Leben gebracht wurde.

Gott war es, der ihn wieder erweckte, der ihn zu unvergänglicher Herrlichkeit erhob. Gottes Veranstaltung machte den Gekreuzigten zum Segen der Erde. Das Licht seiner Erkenntniß erleuchtete die Völker und noch itzt halten sich die aufgeklärtesten unter den Menschen für glücklich, sich zu ihm und zu seinen Unterweisungen bekennen zu dürfen.

Wer wollte noch einen Augenblick zweifeln, daß Gott der reiche Vergelter alles Guten und folglich auch eines jeden wahren Verdienstes um unsre Mitmenschen sey?

56.

Verdienter Lohn schreyet zu Gott.

Das wird doch wol keiner nach den Worten verstehen? — Der Lohn ist ein lebloses Ding, das sich weder bey Gott, noch bey Andern beklagen kann. — Also die Leute, die den Lohn verdienet haben, Dienstboten, Tagelöhner und dergleichen? — Wollten die aber zu Gott schreyen, ihn anrufen, daß er das ihnen wiederfahrne Unrecht rächen wolle; so wäre das wider den Geist der Sanftmuth und der Menschenliebe, den Vernunft und Christenthum empfehlen. —

Das Sprichwort wird also zu den verstandlosen gehören? —

Keinesweges! — Gott der Allsehende läßt keine menschliche Handlung unbemerkt, keine unbelohnt oder ungeahndet, je nachdem sie jenes oder dieses verdienen. Man kann also in einem gewissen, sehr bildlichen, Verstande wol sagen, daß Menschen oder ihre Handlungen zu ihm schreyen, in so fern sie nemlich veranlassende Ursachen sind, daß er nach seiner Gerechtigkeit, auf gesetzwidrige Thaten, verhältnißmässige Strafen folgen lassen muß. So hat man Sünden, die gen Himmel schreyen, zu welchen entzogner, oder auch nur geschmälerter, Lohn gehöret; Blut, das zu Gott ruft und so weiter. Der gar nicht oder allzu gering Belohnte eigne sich das zu, was wir bey dem vorhergehenden Sprichworte gesagt haben. —

57.

Sey fromm; Gott siehts.

Gottes Allwissenheit müsse dich zu allen Tugenden leiten. Thätest du Böses und wenn es in der geheimsten Finsterniß wäre; es würde seiner Kenntniß nicht entfliehen, er würde es sehen und mißbilligen müssen; bedenk es. — Er, dem du so durchaus verpflichtet bist, der dich hier glücklich machte und zu noch unaussprechlich höherer Glückseligkeit bestimmte! — Kannst du den Ge-

danken seines Mißfallens an dir auch nur einen Augenblick ertragen; so bist du seiner besten Erkenntniß unwürdig. —

Sey fromm; Gott sieht es. — Du bist für jede deiner guten Handlungen, die er alle, einzeln und zusammengenommen, erkennet, zählet, würdiget, seines angemessensten Wohlgefallens, für Zeit und Ewigkeit, versichert. Ich mögte den sehen, der diese Vorstellung lebhaft bey sich erhalten und doch der Tugend den Gehorsam aufgekündiget hätte! —

58.

Wo Einigkeit ist, da wohnet Gott.

Gott ist ein Gott der Liebe und des Friedens: darum will er auch, daß die Menschen sich lieben und, wo sie in Gesellschaft mit einander leben, Friede und Eintracht unterhalten sollen. Wo Friede in einem Lande ist, da ist Gottes Reich und wo Eintracht in einem Hause wohnt, da ist sein Tempel. Gott vereinigt Liebende und Freunde; Gott ist der Ehen Stifter; er will, daß die Menschen unter sich und zu ihm sich vereinigen sollen. Wo Mann und Weib einig sind, da müssen sie gedeyen. Wo Sie aber Töpfe zerschlägt und Er Krüge, da hat das Gedeyen ein Ende. Alle Glieder einer Gesellschaft müssen

zum gemeinen Besten, als zu Einem Zwecke, übereinstimmen. Darinn besteht Eintracht und Ordnung; dadurch werden Städte und Häuser erhalten. Gott kann nicht anders, als mitten unter denen seyn, die sich so in seinem Namen versammeln.

59.

Was recht ist, lobet Gott.

So sagt der Käufer, wenn er den Kaufmann bereden will, daß er ihm die angefeilschte Waare zu einem billigen Preise überlasse. — „Lassen Sie es so gut seyn! Was recht ist, lobet Gott.„

In einem ernsthafteren Sinne ist es nicht weniger wahr: Daß Handlungen der Billigkeit und des Rechts der Beyfall des Höchsten belohne. Gott lobt eigentlich keinen; er kann es ihm aber, für rechtschaffne Thaten, so öffentlich und in die Augen fallend, wohlgehen lassen, daß es jeder sehen kann: Gott habe, ihn als einen Gegenstand seines höchsten Wohlwollens recht eigentlich vor Andern auszuzeichnen, zur Absicht gehabt.

60.

Gott kömmt langsam; aber gewiß.

61

Gott ist ein so schlechter Wirt nicht, daß er nicht eine Zeche sollte borgen können.

62.

Gott windet aller Menschen Missethat auf ein Knauel.

63.

Es mag leicht einer ein Punkt im schwarzen Buche haben: kömmt noch eins; so mag ihm Gott helfen.

Gott sieht eine Zeitlang langmüthig durch die Finger, der Besserung wartend, daß Niemand zu klagen habe: er sey zu schnell gerichtet. Hat er aber lange genug nachgesehen; so will es zuletzt freylich Zeit werden, daß er die Register vergleiche und mit seinen Knechten Abrechnung halte.

Diese Redensarten schicken sich, mehr oder weniger, zu dem geläuterten Begriffe von Gott, je nachdem sie von mehr oder minder edlen menschlichen Beschäftigungen hergenommen sind; obgleich alle das Hauptsprichwort in ihrem Maasse

erläutern. Der Gedanke, den sie enthalten, ist: die Strafe folgt dem Vergehen nicht allezeit unmittelbar, nicht immer, wie man sagt; auf den Fuß nach. Es gehen Jahre darüber hin; der Verbrecher geht oft ungezüchtigt zu Grabe. Was soll man davon denken? — Daß Gott dem Bösen es ungenossen hingehen lassen werde, weil er ihm nicht gleich nach seinen Werken vergilt? — Das sey ferne! Jede That erhält ihren angemessensten Lohn unter den ausgesuchtesten Umständen, an dem schicklichsten Orte, zu der Zeit und Stunde, die dem zu strafenden selbst die vortheilhafteste seyn kann. Es sey in diesem oder in einem künftigen Leben; Gott kömmt gewiß: wenn es gleich scheinen sollte, als verziehe er. Keiner denke, wenn er noch so lange Zeit ungestraft hinging, ob er gleich Sünden auf Sünden häufte: Gott schlummre, sehe nicht auf ihn, oder strafe vielleicht überall nicht. Ja, wenn er ein Mensch wäre, wenn ihm sein Gesicht und sein Gedächtniß versagte, wenn ihn Laune und aufwallender Zorn bestimmte! Aber so kennt er die entfernteste Zukunft, sieht auf die dunkelste Vergangenheit zurück, vergleicht, entscheidet, mit hellester Vernunft, von der innigsten Vaterliebe geleitet. Erwarte also, daß er dich gewiß, und, wenn du es selbst nicht böslich hinderst, zu deiner Besse-

rung strafen werde! Gott kömmt langsam; aber gewiß.

64.

Gott pflegt Schälke mit Schälken zu strafen.

Den Zeitigen, (zur Strafe reifen,) durch den Unzeitigen, bis der selbst zeitig wird. Gott bedienet sich der Geissel und der Ruthe, bis jene abgenützt und diese stumpf wird, da denn beide für den Ofen sich schicken.

In dem allen ist ernsthafte Wahrheit enthalten, die jedoch, damit man sie nicht unrecht verstehe, einiger Auseinandersetzung bedarf. — In der Welt kommen Schälke mit Schälken zusammen. Einer schadet dem Andern; das bringt seine Natur mit sich. Oft ist das Böse, das der Eine verübte, die entfernte oder nähere Ursach des Uebels, das ihm der Andre, lange nachher oder bald darauf, zufügt. So kannte ich einen Sohn, der seinen Vater schlug und von seinem Sohne, der es ansah, obgleich lange nachher, wieder geschlagen wurde. Hieher Bildaks Geschichte, der seinen Vater ermordete und von seinem Sohne, dem er zu lange lebte, dem Scheine nach begraben, in der That aber in einen Thurm gesperrt wurde, in welchem er seine Tage fürchterlich einsam, unter Mangel und Schmer-

zen und unter den Vorwürfen eines erwachten Gewissens verleben mußte. — Ueberhaupt straft sich eine schlechte Erziehung gemeiniglich an dem Erzieher selbst. Hier läßt Gott geschehen, was dem Naturlaufe gemäß geschehen muste. Die Strafe ist klar, erbaulich für Andre, und dem Verbrechen vollkommen angemessen; obgleich der strafende Theil selbst mehrentheils nicht weiß, wozu Gott seiner sich bediene.

Oft ist aber der Fall anders. Dem einen Bösen werden, ohne daß er ihn dazu veranlaßte, von einem andern Bösen Uebel zugefügt. Der Betrüger z. E. wird von einem andern, als den er selbst betrog, wieder betrogen. Der treulose Konrad veruntreute seinem Lehrherrn das Seinige, Itzt ist er selbst Herr. Seine Lehrlinge bestehlen ihn, wo sie nur wissen und können. „Ihm geschieht recht„! sagt ein Jeder, der um die Sache weiß. Die Strafe ist also einleuchtend, dem wenigstens, dem sie wiederfährt, dem wenigstens unterrichtend und bessernd, wenn er es anders selbst will. Zwischen ihr und der That aber ist kein Zusammenhang von Ursach und Wirkung abzusehen; die Umstände scheinen, wie durch ein Ohngefähr zusammen zu treffen. Bey Gott kanns freylich anders seyn; da ist alles Haken und Ring, da trift nichts, ohne sein Wissen und Verordnen

zusammen. Gott bedient sich, den Einen Schalk zu strafen, des Andern.

Aber so billigt er das Böse? — Nein! Das würde doch geschehen. Er nimmts, wie ers findet und brauchts zum bestmögstlichsten Endzweck.

65.

Wann Gott ein Ding verdreust, dann fängts auch an die Menschen zu verdriessen.

Bey manchen groben, aber glücklichen Verbrechen, sind die Menschen gleichgültige Zuschauer; sie können es leiden, sich daran gleichsam gewöhnen, ihr Urtheil darüber zurückhalten. Nun aber darf dem schuldigen Manne nur ein Unfall begegnen, der für ein Strafgericht Gottes über ihn genommen werden kann; gleich ist ihm ein jeder entgegen, man erstaunt über seine Laster, ist voll Verwundrung, daß Gott sie so lange ertrug, hat nun nichts so angelegentlich, als sie noch mehr zu verschreyen, noch mehr zu verschwärzen, und den Unglücklichen, wo möglich, noch unglücklicher zu machen.

66.

Wenn Gott einen strafen will; so thut er ihm die Augen zu.

Nach dem Froschmäuseler:

„Wenn strafen will die Gotteshand:
So nimmt sie ein'm Witz und Verstand.„

Wider Gott kann Niemand. Hat er nach seiner Weisheit über uns ein Unglück beschlossen; wir werden es mit unserm Verstande nicht hindern. Es geht alles, wie Gott, zu unsrer Lehre und Besserung, es für gut findet. Da tappt der Klügste im Finstern; da sind ihm die Augen gebunden, daß er nicht sehe, woher ihm der Schlag kömmt. Da entfällt dem Starken der Muth, dem Klugen die Vorsicht, daß er sich aus der Landstrasse verliehre. Wenn ein Ding seyn soll; so hilft nichts dagegen.

67.

Wenn Gott,
lautet das alte niedrige Sprichwort;
einen Hund schlagen will; so beschert er ihm
einen Hundschläger.

Es muß sich zu seinen Absichten alles schicken und fügen. Der Bösewicht muß sich da selbst verrathen, seine eigne List ihm zum Verderben gereichen. Man hat Beyspiele, daß grosse Verbrechen durch Kinder und Thiere an den Tag kamen, auf die der Mörder seine Aufmerksamkeit zu richten, versäumt hatte.

68.

Keine Uebelthat bleibt ungestraft.

Ein andres ist, ob die Strafe allezeit in die Sinne fällt; ob sie der That unmittelbar folgt; ob sie überhaupt in diesem Leben erfolgt? Viele haben an Gottes Gerechtigkeit gezweifelt, weil sie diese verschiedenen Punkte nicht in gehörige Erwägung nahmen. Mancher Bösewicht wird von seinem Gewissen oft und empfindlich genug gestraft, dem man es öffentlich und in Gesellschaft nicht anmerkt. Bey manchem verzeucht die Strafe, hinkt dem Verbrechen nach; wird es aber dereinst, wo nicht in diesem, in einem künftigen Leben gewiß erreichen.

69.

Trink und iß; Gottes nicht vergiß.

Danke Gott bey dem frohen Genusse des Lebens; iß und trink, versage dir keine Freude, die mit deinen anderweitigen Obliegenheiten bestehen kann; Sinnenlust und körperliches Wohlleben gehören mit zu deinem Antheil. Kleide dich, nähre dich, nach deinem Geschmack und Gefallen. Aber laß es dir nie aus den Gedanken kommen, daß das alles Geschenk und Gabe Gottes, deines Schöpfers und Vaters sey, der dich damit zu weisem Gebrauche belehnte. Denk an ihn,

selbst im Taumel der Freude; denk, er sey dein oberster Wohlthäter, der dich, auch eines jeden Gebrauchs oder Nichtgebrauchs wegen, zur Rechenschaft fodern werde. —

70.

Gemein Gebet und gemeiner Fluch vermag viel.

Gemein Gebet, Bitte von vielen, von einer ganzen Gemeine, zu Gott gerichtet, wenn sie sonst der nöthigen Erfodernisse einer wohlgeordneten, gläubigen Gottesverehrung nicht ermangelt, kann sich der väterlichen Aufmerksamkeit des höchsten und besten Wesens um so mehr versichert halten; je gewisser es ist, daß Gott die gemeinschaftliche Glückseligkeit so vieler wolle, als er derselben nur immer fähig erachtet. Er wird also, wenn es seiner Weisheit anders nicht entgegen ist; durch Erfüllung ihrer einstimmigen Wünsche, ihre vergesellschaftete Zufriedenheit vermehren. Daran ist kein Zweifel. Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist, noch mehr, das Gebet vieler, mit Andacht und Zuversicht dazu Vereinigten. Herrlicher Nutzen öffentlicher Gottesverehrung: zu Gott gemeinschaftlich beten zu können!

Gemeiner Fluch — Bitte, Wunsch, daß es einem von Gottes wegen übel gehen möge —

vermag viel? — da sey Gott für! — vermag wider den Gefluchten überall nichts, kann nur dem schaden, der so übelwollenden Herzens ist, eine solche Bitte, einen solchen Wunsch sich erlauben zu können. Welche Unwissenheit, welch ein unsittlicher Zustand müßte da herrschen, wo man es nicht anstössig fände, sich zu gemeinschaftlicher Verwünschung mit andern zuvereinigen! — Gottes Gerechtigkeit bestraft böse Handlungen an dem, der sie begangen, nicht durch den gerechtscheinenden Fluch andrer; sondern durch ihr eignes höchstes Misfallen am Bösen veranlaßt. Jeder Fluch eines Menschen wider den Andern, ist eine freventliche Anmassung, ein Eingriff in die Rechte des obersten Richters, ein Hochverrath an der heiligen Pflicht der Menschenliebe begangen.

71.

Unrechter Fluch trifft nicht.

Jeder Fluch eines Menschen wider den andern ist unrecht. Also trifft keiner.

72.

Wer recht schwöret, der betet recht.

Genau zu reden; sind Eid und Gebet von einander unterschiedene Dinge. Der Betende

wünscht, daß ihm von Gottes wegen ein gewisses Gut zu Theil werden möge. Der Schwörende willigt ein, daß ihn Gott strafen solle, wenn er das nicht leisten werde, wozu er sich anheischig gemacht habe. Beide Handlungen beziehen sich inzwischen auf Gott, enthalten ein Bekenntniß seiner erhabensten Eigenschaften, seiner Liebe, seines unumschränkten Widerwillens gegen alles was Böse ist. Man kann also zwar eigentlich nicht sagen, daß der Schwörende, in dem Augenblicke des Schwörens selbst, bete; es ist aber höchstwahrscheinlich, daß der gewissenhaft und mit Ueberlegung Schwörende, auch vorkommenden Falles mit gleicher Einsicht, Besonnenheit und mit einer durchaus rechtschaffnen Gesinnung beten werde. In so fern betet auch der wol recht, der recht zu schwören im Stande ist.

73.

Hundes oder Katzengebet kömmt nicht in den Himmel.

Die nur allein mit dem Munde zu Gott beten, haben sich keiner Erhörung zu getrösten; dürfen nicht erwarten, daß Gott auf ihre leeren Töne merken werde. Gott will mit Gedanken, mit Erhebung des Herzens, verehrt und gebeten seyn. So erwartet er es von seinen vernünftigen

Geschöpfen. Das Sprichwort enthält Wahrheit, aber diese Wahrheit ist mit weniger Würde vorgetragen.

74.

Noth lehrt beten.

75.

Wer nicht beten kann, der werd' ein Schiffmann.

„Allmächtige Noth! (sagt der Dichter Wieland.)

Du kanst mehr als die Epikteten;
Du machst den Weichling hart und lehrst den Frevler beten.„

Die Erfahrung ist richtig: Leute, die es sonst nicht für nöthig hielten zu beten, die überall nicht daran dachten, nehmen zum Gebet ihre Zuflucht, wenn es ihnen in einem ausnehmenden Grade übel geht, wenn sie sich in grosser Noth, in dringenden Gefahren befinden. Das roheste Schiffsvolk erwartet vom Beten Hülfe, wenn es an aller andern Hülfe verzweifelt. Nun ist ein solches Beten wol immer besser, als gar keins; es ist doch Gutes darin, seine Abhängigkeit von Gott erkennen, von ihm Beystand erwarten;

mancher kann dadurch auch von einem gedankenlosen, ausschweifenden Leben zurück und zu einem vernünftigen Vertrauen auf Gott geleitet werden. — Aber besser ists doch bey weitem, auch in guten Tagen, sich gewöhnt zu haben, auf Gott zu sehen, sich in Verhältniß mit ihm zu denken und, es komme wie es wolle, von seiner Vaterliebe das Beste zu erwarten. Ein solcher braucht die Noth nicht erst zum Lehrmeister, betet ganz anders als jener, mit einem kindlichen, Gottergebenen, minderbeklommenen, des besten Ausgangs gewisseren Herzen. Lerne also in guten Tagen beten, daß du jenes Zuchtmeisters nicht erst bedürfest. —

76.

Wie einer betet, so wird er auch erhört.

Ein jeder Wunsch zu Gott mit Nachdenken gerichtet, in der festen Erwartung, daß er ihn nach seiner Liebe erfüllen werde, wird erhört; es mag nun dieser Wunsch blos gedacht, oder wirklich ausgedrückt, im Verborgnen oder öffentlich herausgesagt werden. Genug, daß er alle Erfodernisse eines guten Gebets hat. Giebt Gott nicht eben die Sache, die man verlangt; so giebt er doch eine gleichgeltende, oder noch bessere andre. Er ist unser Vater; er kann nicht anders.

Ein Gebet ohne Gedanken ist gar keins, ermangelt aller Achtung für Gott, alles Vertrauens auf ihn, ist Gewäsch und Geplapper; verdient nicht, daß der höchste Regierer darauf merke; ein Lüftgen verweht es. Kann der Erhörung, muß er nicht das Gegentheil seines Wunsches erwarten, der seine Rede an Gott richten kann, ohne Mitwissen seines Herzens, der sichs erlauben kann, sich mit Gott zu unterhalten, als ob er weniger als seines Gleichen wäre? Wie einer betet; so wird und muß er erhöret werden. Das ist der Natur der Sache nach nicht anders möglich.

Gott wird von den Menschen der lächerlichsten Dinge wegen angegangen. Er würde manches Gebets wegen zürnen müssen, wenn er zürnen könnte. Tausende wissen nicht was sie bitten. Hier ist ein wahres Beyspiel eines sonderbaren Gebets:

Ein Dorfküster geht nach dem Abendläuten in die Kirche, wirft sich knieend vor den Altar hin und bricht in folgende Worte aus:

„Guter und reicher Gott! Ich bin ein armer Dorfküster; du kennst meine tägliche Noth. Dir ist es eine Kleinigkeit, mir von deinem Ueberflusse etwas zuzuwerfen. Ich habe dir dazu Gelegenheit gegeben, da ich in die Zahlenlotterie

gesetzt habe. Gieb doch, daß drey oder vier meiner Zahlen herauskommen mögen, um Deines Namens willen!„

Ich wunderte mich dieses Gebets. Hat man aber nicht Gott vorlängst und öffentlich angerufen, daß er den Strand segnen, daß er die Schädel seiner Feinde zerschmettern, daß er die, die anders als wir denken, verderben möge?

Es wird doch wol kein Vernünftiger im Ernst fodern, daß Gott eins von diesen theils seltsamen, theils ärgerlichen Gebeten erhören solle!

77.

Lieber Land und Leut verloren,
Als einen falschen Eid geschworen.

Landgraf Willhelm von Hessenkassel befolgte diesen Spruch, wie er, zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges, dem Bündnisse mit Schweden treu blieb. Er hätte dem Prager Frieden, zu welchem er eingeladen wurde, beytreten und sich dadurch, nicht ohne seinen Vortheil, mit dem Käyserlichen Hofe aussöhnen können, der nun in Deutschland das Uebergewicht zu gewinnen schien. Sein Wort war ihm aber zu heilig. Er wollte lieber seine Besitzungen Preis geben, wie er es

denn wirklich auch thun mußte, als seiner alten Verbindung entgegen handeln. Diese seine edle, wahrhaftig fürstliche Gesinnung hat er mit dadurch auf die Nachwelt gebracht, daß er sie mit obigen Worten zur Inschrift eines Thalers gemacht hat.

Dies unverbrüchliche, standhafte Festhalten dessen, wozu man sich mit Anrufung des göttlichen Namens, mit Auffoderung seiner strafenden Rechte, verbindlich gemacht hat, wenn es auch, mit Gefahr Leibes und Lebens, mit dem Verluste unsers Vermögens und unsrer Würde, vergesellschaftet seyn sollte, ziert freylich einen Fürsten um so mehr, je mehr eine falsche machiavellistische Staatsklugheit der Treulosigkeit das Wort redet; überhaupt aber ist es eine allgemeine, alle Menschen verbindende Pflicht, Treu und Glauben zu halten, dann vorzüglich zu halten, wenn man sich mit ausdrücklicher Rücksicht auf Gott dazu selbst versagt und verpönt hat.

78.

Gezwungner Eid ist Gott leid.

Wir reden hier vom Eide, in so fern er ein religiöser Handel ist, und auf das Bekenntniß eines alleswissenden, heiligen, gerechten Gottes

sich gründet. Zwang und Gottesverehrung stimmen nicht zu einander. Weder der Zwingende, noch der Gezwungene, können sich Gottes Beyfall versprechen. Jener freylich am wenigsten, weil er der beleidigende Theil ist, da dieser höchstens nur zu schwach ist, einer ungerechten Gewalt sich entgegen setzen zu wollen, oder zu können. Indessen hat doch auch der Gezwungene nach Freyheit gehandelt; es hing immer von ihm ab, sich nicht zwingen zu lassen; er hatte noch schlummernde Kräfte, die er nur aufwecken durfte, um sich über alles was Gewalt heißt hinwegzusetzen. Wenn also der Eid an sich selbst nicht ein sittliches Unding war, das ist, wenn er sich dadurch zu keiner Handlung wider Gott und Tugend verpflichtete; so kann ihn der Vorwand erlittenen Zwanges, unabwendlicher Vergewaltigung auch nicht davon loszählen. Man muß, von Gottes und Gewissenswegen, auf einen gezwungenen Eid halten, wenn anders ein solcher Eid nur kein Laster gebietet.

79.

Wer einen Eid bricht, der lästert Gott.

Wer einen freywillig abgeleisteten Eid, den er, göttlichen Gesetzen nach, halten sollte, seinen

Kräften nach, halten konnte, wissentlich bricht, der muß entweder glauben, Gott werde die That nicht erfahren, oder, wenn er sie erführe, übersehen. Das Letzte aus Ohnmacht entweder, nicht strafen zu können, oder aus Gleichgültigkeit, nicht strafen zu wollen. Ein solcher, wo nicht wörtlich, doch durch die redende That selbst, verachtet die höchsten Eigenschaften Gottes, seine Allwissenheit, Gerechtigkeit, Heiligkeit und Allmacht; treibt mit Gottes Namen sein Spiel, schmälert die ihm zustehende höchste Ehre und Achtung, läugnet Gott praktisch, macht sich der verabscheuungswürdigsten Ruchlosigkeit und Irreligiosität schuldig, lästert Gott wirklich, wenn er auch äusserlich zu der rechtgläubigsten Kirche sich zu bekennen vorgeben sollte. Man darf wol nicht mehr sagen, um eine jede, nicht schon versunkene, Seele zur gewissenhaftesten Eideshaltung zu bereden.

80.

Was man Gott aufopfert, ist wol halb verloren.

Man pflegt sich nicht Gott zu ergeben, denn in der äussersten Noth und Verzweiflung. Man versucht zuvor alles, ehe man seine Zuflucht zu ihm nimmt. Wenn man dann nicht mehr aus oder ein weis, dann muß er gut genug seyn und

unser warten, bis es uns zu ihm zu kommen einfällt. Die Mehresten lassen Gott, Gott seyn und rechnen auf ein Abenteuer, wenn sie sich in verzweifelten Zufällen nicht weiter zu helfen wissen. Alter und Krankheit, des Lebens elender Rest — ist, was man noch Gott widmet. Als wenn die Frömmigkeit nicht Gesundheit und Stärke verlangte! Viele kehren zur Tugend zurück, wenn das Zurückkehren heißt, so bald ihnen die Kräfte zur Ausübung des Lasters gebrechen. Wenige bey blühender, voller Gesundheit; die meisten in der letzten entscheidenden Stunde. Traurige, mehrentheils vergebliche Rückkehr!

So auch, was die meisten Menschen um Gotteswillen geben und thun sollen, das achten sie für verloren. — Laßt uns dies oder jenes dem Dürftigen geben; es wird ja doch nur weggeworfen, kömmt ja doch nur um, oder, nach einem noch gröberen Ausdrucke, geht für die Hunde. — Oder: Ich will zu der und der Anstalt, zu der und der Sammlung beytragen, wenn ich dies und das gewinne, finde, jenen unsichren Schuldposten einbekomme, und dergleichen.

81.

Güldne Kirchen, hölzerne Herzen.

So mag es hin und wieder wol seyn; ob es gleich anders seyn sollte. Dies Sprichwort ist da passend, wo man, bey allem Gepränge des äusserlichen Gottesdienstes, bey allem Schmucke der Tempel und Altäre, die wahre innere Gottesverehrung, in redlicher Beobachtung seiner anerkannten Obliegenheiten, verabsäumt.

Dafür lieber eine Kirche von Holz und Schindeln, bey einem mit Gottes- und Menschenliebe erfüllten Herzen.

82.

Predigthören (Kirchengehen) säumet (versäumet) nicht.

Der Sinn ist: daß man äussere gottesdienstliche Handlungen allen andern Geschäften, die nicht zunächst auf Gott Bezug haben, vorziehen; daß man lieber in die Kirche gehen, lieber eine Predigt hören, eine Betstunde abhalten, als irgend ein Geschäft treiben solle, von dessen Erfolg man Nutzen für sich und für Andre erwarte. Diese nähere Erklärung giebt uns schon zu verstehen, daß das Sprichwort, nicht so rundweg und allgemein, für wahr gehalten werden könne.

Es ist unmöglich, Gott recht zu lieben, ihn innerlich recht zu verehren, ohne daß man sich

selbst liebe, ohne daß man für die Vortheile seiner Mitmenschen bemüht sey. Das sind Pflichten, von denen immer Eine die Andre fodert und die man, wider Gottes Absicht und mit Schaden für sich und Andre, trennen würde. Man kann also mit Wahrheit und Ueberzeugung sagen, daß man Gott innerlich verehre, wenn man, mit um seinetwillen, seinen Verbindlichkeiten gegen sich und Andre Genüge leistet. Nun ist ja der äusserliche Gottesdienst, dahin ich Kirchengehen und Predigthören rechne, nur Eins von den Hülfsmitteln wahrer, innerer Gottesverehrung, deren es mehrere giebt. Wenn es also auf die wirkliche Ausübung einer Tugendpflicht ankömmt; wenn, zum Exempel, deinem Nebenmenschen am Sabbath auch nur ein Esel in einen Brunnen gefallen ist; so ist ja unter Christen wol nicht die Frage mehr: ob man lieber in die Kirche gehen, oder seinem Mitmenschen einen nahmhaften Schaden verhüten solle? Kirchengehen, Predigthören säumen allezeit, wenn sie uns an irgend einer wichtigern Pflicht hindern, die wir uns und Andern schuldig sind. Wenn das Kirchengehen z. E. mit der Erhaltung meines Lebens und meiner Gesundheit streitet; wenn es mich von Geschäften abhält, die ich nicht unterlassen kann, ohne mich um meinen nothdürftigen Unterhalt zu bringen;

wenn es mich hindert, einen Kranken zu pflegen, einem Nothleidenden beyzuspringen: so ist es für diese Fälle nicht Pflicht für mich mehr.

Die Wahrheit liegt, wie überall, also auch hier, in der Mitte. Nicht jede geringe Ursach scheine dir wichtig genug, dich an der Ausübung äusserlicher gottesdienstlicher Handlungen zu verhindern. Wer eines Spiels, einer blos lustigen Gesellschaft wegen, eine Handlung unterlassen wollte, wodurch Gott äusserlich verehret wird, sonderlich an solchen Tagen unterlassen wollte, die der gute Gebrauch schon zu gottesdienstlichen Handlungen bestimmt hat, der würde immer eine Art des Leichtsinns und der Irreligiosität verrathen. — Dagegen es denn aber auch Aberglaube, wo nicht gar Scheinfrömmigkeit seyn würde, wenn man sich, mit Hintansetzung seiner Erhaltung mit Aufopferung seines eigenen Wohls und des Wohls andrer, an unverbrüchlicher Beobachtung, übrigens noch so guter Religionsgebräuche, Ceremonien und dergleichen, binden wollte. Christus hat diese verderbliche, pharisäische Denkungsart, zu verschiednenmalen, wörtlich getadelt und durch seine, ihr entgegengesetzte, Handlungsweise thätlich widerlegt. Leset nur seine Geschichte, einfältig Fromme, oder verschlagne Heuchler, was von beiden, ihr seyn

mögt! — Gehorsam ist besser, denn Opfer. Liebe üben, ist über Predigt hören, über Gesang und Gebet, über Abendmahlgehen so gar; obgleich alle diese Dinge ehrwürdige, durch Gottes Vorsehung veranstaltete, Beförderungsmittel frommer Gesinnungen sind und bleiben werden.

Man verbindet sonst die Sprichwörter: Kirchengehen, säumet nicht; Allmosen geben, armet nicht; Unrecht Gut reichet oder gedeyet nicht. Ich habe sie getrennt, weil sie an sich verschieden waren und jedes von ihnen seine eigne Erörterung verdiente.

83.

Es sind nicht alle Heilige, die in aller Heiligen Kirchen gehen.

Der äusserliche Gottesdienst machts nicht allein aus. Vom fleissigen Kirchengehen auf die Frömmigkeit des Kirchengängers, hinkt der Schluß. Die heilige Larve bedeckt oft das Angesicht eines Schalks und eines Bösewichts. Wölfe gehen in Schafskleidern einher.

84.

Je näher Rom, je schlimmre Christen,

sagt ein andres Sprichwort. Die Erfahrung hat oft gelehrt, daß da Rechtschaffenheit und

wahre innere Gottesverehrung am wenigsten zu Hause waren, wo man sie, aller scheinbaren Anzeige nach, am meisten hätte vermuthen sollen. Heilige Zeiten und Oerter, heiligen bey weitem das Herz nicht immer. Davon redet das folgende Sprichwort:

85.

Je heiliger Zeit, je heftiger Streit.

Unter einer heiligen Zeit, ist hier wol eine, zu gottesdienstlichen Handlungen ausgesonderte, zu verstehen. Sonntage, Feyertage, Tage an denen man zum Abendmahl geht, gehören zu den heiligen. Nun kann man sich einen gedoppelten Sinn des vorangeführten Sprichworts denken.

Der erste ist: Wir haben oft dann mit den meisten Hindernissen von aussenher zu kämpfen, wenn wir es uns recht eigentlich vorgenommen haben, uns mit Religionshandlungen zu beschäftigen. Da treten oft Begebenheiten ein, die den Lauf unsrer zu Gott gewendeten Gedanken unterbrechen, unsre Entschliessungen entkräften, unsre Begierden zu Gegenständen leiten, von denen wir sie mit Mühe erst zurückgezogen hatten. Da ist dann Festigkeit der Seele und standhaftes Entgegenstreben nöthig.

Der andre und vielleicht eigentlichere Sinn ist: die hohen Festtage, sonderlich bey den Katholischen, die deren mehrere haben, geben dem gemeinen Manne zum Müssiggehen Gelegenheit, machen, daß er in Unordnung und Händel geräth, die er vermieden haben würde, wenn er seine gewohnten Geschäfte fortgesetzt hätte. An Sonn- und Festtagen ist es, sonderlich des Nachts und in Städten, auf den Strassen unruhiger, als gewöhnlich. Der müssige Handwerker erholt sich für die Mühseligkeiten einer ganzen Woche bey dem Safte der Gerste oder der Reben, je nachdem es die Landesart mit sich bringt. Und hat er sich dann, wie gemeiniglich, überladen; so brauset das Feuer in Unfug und Streit aus. Auf Verminderung der Feyertage zu denken, war also Weisheit der Gesetzgeber, auch in dieser Rücksicht.

86.

Kirchengut hat Adlersfedern;

87.

Kömmt nicht auf den dritten Erben.

88.

Kirchengut hat eiserne Zähne, frißt eins mit

dem andern hin und bringt dem dritten Erben keinen Gewinn.

Vielleicht liegt bey dem ersten dieser Sprichwörter die Fabel vom Adler zum Grunde, der vom Altar das Opferfleisch raubte, unwissend, daß er eine glühende Kohle mit davon führe, die sein Nest in Brand setzte und ihn, Nest und Jungen verzehrte. — Uebrigens sind obige Reden alle in der guten Meynung erfunden, Habsüchtige insonderheit abzuhalten, daß sie sich nicht an Kirchengut vergreifen, es weder heimlich, noch öffentlich an sich bringen, noch auf irgend eine Weise schmälern oder zu ihrem Privatnutzen anwenden sollen.

Sich fremden Guts bemächtigen, ein Ding sich zueignen, das einem Andern gehört, ist überhaupt unrecht und man kann von Gott, der alles Böse im höchsten Grade verabscheut, unmöglich erwarten, daß er eine solche Besitzung gut heissen, daß er uns und die Unsrigen eigentlich dabey schützen und erhalten werde. Mehrentheils ist der Ungerechte ein Mensch, der sich auch von andern unordentlichen Leidenschaften beherrschen läßt und da ist es denn kein Wundern, wenn er das selbst wieder zerstreuet, was er durch schlechte Mittel zusammengescharrt hatte. Kirchengüter sollten darum von vorzüglicher Unverletzlichkeit seyn,

weil sie zur Unterhaltung gemeinnützlger Anstalten mildthätig hergegeben wurden, weil ohne sie die gemeinschaftliche öffentliche Gottesverehrung nicht statt finden und damit so viel Gutes unter den Menschen verloren gehen würde. Aberglaube wäre es inzwischen, wenn man sich einbilden wollte, daß dergleichen Güter, die wir betrügerisch an uns brachten, nun ohne Mittelursachen von selbst verschwänden, ohne unser Zuthun, wie Schnee durch Luft und Sonne von selbst sich verzehrten; oder, wie ansteckend gleichsam, ihren schädlichen Einfluß, auch über unsre gerechtesten Besitzungen, bis auf unsre Nachkommen verbreiteten.

89.

Herrendienst geht vor Gottesdienst.

In so fern die gewissenhafte Erfüllung aller meiner Pflichten wahre innere Verehrung Gottes ist, in so fern kann ich eben nicht sagen, daß Herrendienst dem Gottesdienste vorgehe. Eins ginge da vielmehr mit dem andern. Oder wenn man Rang machen wollte: Herrendienst wäre auf Gottesdienst gegründet.

Versteht man unter Gottesdienst die Beobachtung heiliger Gebräuche und Gewohnheiten;

so kann leicht der Fall vorkommen, da Herrendienst dem bloß ceremoniellen Gottesdienste vor zu ziehen seyn dürfte, dem Kirchengehen, dem an gewisse Zeiten gebundenen Beten und Singen zum Exempel. Nur würde es darauf ankommen, auch hier eine richtige Ueberlegung statt finden zu lassen und nicht zu leichtsinnig für alle Arten des Herrendienstes zu entscheiden. Herrendienst geht, in wichtigeren Fällen, wo er mit der Beobachtung äusserlicher gottesdienstlicher Gebräuche nicht zusammen bestehen kann, dem äusserlichen Gottesdienste vor.

Fürsten und Herren können es, gemeiner Erfahrung nach, wol leiden, wenn ihre Diener, mit Zurücksetzung wichtigerer Obliegenheiten, ihnen sich ausschliessend aufopfern. Wegen des äusserlichen Gottesdienstes ist sehr oft nicht einmal die Frage. Das versteht sich von selbst schon. Ist etwas für den Herrn zu thun, und wenn es auch noch so viel Zeit damit hätte, und wenn es von noch so geringer Erheblichkeit wäre; es muß, wenn es nun einmal Sonntag ist, am Sonntage geschehen. Loben kann ich diese Gewohnheit freylich nicht; aber was kümmern viele Grosse sich darum, ob man im Guten oder im Bösen von ihnen redet, wenn sie nur erhalten, was sie erhalten zu wollen für gut finden?

90.
Köhlers-Glaube ist der beste.

Man erzählt: Ein Bischoff habe einen Köhler, der fern von Menschen in einem Walde gewohnet, befragt: was er glaube? — Was die christliche Kirche glaubt; habe ihm dieser geantwortet. Der Bischoff habe weiter gefragt: was denn die christliche Kirche glaube? — Was ich glaube; habe dieser erwiedert. Was glaubst denn du? sagte der Bischoff. — Was die christliche Kirche glaubt, — sagte der Köhler und ließ sich nicht weiter treiben. —

Also wenn man allein darum etwas für wahr hält, ohne weitere Prüfung und Rücksicht; weil es Andere, (Einer oder mehrere, thut nichts,) gesagt haben; so ist man Köhlerglaubens schuldig. Nun kann man zuweilen dabey recht gut fahren, je nachdem die Leute sind, von denen man Erzählung oder Lehre annimmt; man ist aber auch, und das mehrentheils, in Gefahr, in den wichtigsten Dingen von der Welt, in Erkenntniß der Wahrheit und in der Anweisung ihr gemäß zu handeln, hintergangen zu werden. Es fehlt also sehr viel, daß ein so gedankenloser Glaube, der beste seyn sollte.

Glaubet eine wichtige Sache nicht, weil sie dieser und der sagt. Prüfet die Geister; prüfet

ihre Lehren! Wendet Zeit und Kräfte daran. Prüfet alles und, nach eurer besten Erkenntniß, das Gute, das Bessere, vor allem das Beste behaltet.

91.

Die Bibel läßt sich nicht auspredigen und das Korpus Juris nicht ausdisputiren.

Wir haben es hier nur mit der ersten Hälfte dieses Sprichworts zu thun und da ist es denn ausgemacht genug, daß die heilige Schrift einen unerschöpflichen Reichthum wissenswürdiger, allen Menschen nützlicher, Wahrheiten enthalte. Es wird nicht leicht eine, mit unserer höheren Glückseligkeit in Verbindung stehende, Materie vorkommen, die darin nicht ihren Text haben sollte. Kein Buch ist reichhaltiger an ächter Weisheit, beschäftigt sich mit erhabneren Gegenständen der Erkenntniß, drückt sich angemeßner und würdiger darüber aus, enthält mehrere und kräftigere Bewegungsgründe zur uneigennützigsten Selbstverläugnung, zu den größten und würdigsten Thaten, als diese Bibel, über deren Inhalt man nun seit siebenzehn hundert Jahren sich so wenig ausgeredet als ausgeschrieben hat.

92.

Für Gottes Wort und Vaterland
Nimmt man mit Fug das Schwerd zur Hand.

Daß man den Staat, dem man als Bürger verpflichtet ist, sein Vaterland, gegen gewaltsame feindliche Angriffe, auch mit dem Schwerdte, wenn es auf keine andre Weise geschehen kann, zu vertheidigen befugt sey, daran ist kein Zweifel. Aber Gottes Wort und Schwerd wie schicken sich diese Begriffe zu einander? Wer hier in seinem Kopfe nicht gehörig aufräumt, der kann leicht in Gefahr kommen, alles was er hat, Gut und Blut, sein eignes und das von Tausend andern, für etwas aufs Spiel zu setzen, das dieser Kosten nicht werth war, für die Grille eines Phantasten, für Pfaffengeträtsch, gelogne Wunder und dergleichen.

War es Sache Gottes, zum Exempel: die Anhänger Muhammeds aus einem Lande zu verjagen, das ihnen zwar auch nicht, uns aber noch weniger gehörte? Die Wahrheit konnte wol immer bestehen, ob das heilige Land uns oder einem andern Tribut gab. Europa entledigte sich gleichwol von Millionen, die das Schwerd fraß, die Pest und Hunger aufrieb, eines religiösen Traums wegen, den es verfechten zu

müssen, sich nun einmal überredet hatte. Denn wenn von so vielen gleich mancher, Raubens und Plündernswegen, mitging; so gab es doch fromme Heerführer und so manchen bideren, einfältigen Christen mit unter, der ein gutes Werk zu thun und für die Ehre Gottes und Christi zu handeln glaubte, wenn er sich, wie ein Raubthier, in dem Blute seiner anders glaubenden Mitmenschen badete. Oder war es mehr Angelegenheit Gottes vielleicht, einen vierten Welttheil, der seine alten Besitzer hatte, sich als den seinigen zuzueignen, in der frommen Meynung, da Jesum den Gekreuzigten mit Schwerd und Feuer zu predigen? — Doch wir wollen das einmal gehen lassen, so schrecklich, so widernatürlich es immer seyn mag.

Es hat Christen gegeben, die für Gottes heilige Religion zu streiten vermeynten, wenn sie wider andre Christen auszogen, deren Vorstellungen oft in sehr unwesentlichen Punkten von den ihrigen sich unterschieden. So stritten Leute, die im Abendmahl nur das Brod aßen, wider andre, die auch zum Brode den Wein verlangten. So war ein langer Krieg in Frankreich zwischen den Anhängern Kalvins und der päbstlichen Kirche, in welchem Brüder gegen Brüder stritten, alle in der Meynung, es geschehe für

die Ehre der Wahrheit, für Gott und sein Wort — ein Krieg, der sich durch so ungeheure Freventhaten, Verrätherereyen, Meuchelmorde, die von der Priesterschaft befohlen und der Gottheit, wie rechtmäßige Siege, verdankt wurden, auszeichnete, daß man die Erzählung davon nicht ohne Schauder und Grauen lesen kann.

Es ist also doch wol ein sehr gefährliches Sprichwort, welches uns, ohne weitere Bestimmung, anweiset Gottes Wort mit Gewalt zu verfechten. Wie ists also? Ist er vielleicht niemals vorhanden, dieser Fall? Oder welches sind die Umstände, unter denen er es seyn oder nicht seyn mag? —

Gottes Wort und Religion sind hier gleichgeltende Benennungen. Die gesitteten Völker alle leiten ihre Religionslehren zuletzt von Gott her, und sie haben in Absicht des Wesentlichen auch nicht unrecht. Wenn sie aber auch unerwiesene zufällige Dinge, Wunder z. E., Anordnungen und Gebräuche, zu guter und nicht guter Absicht von Menschen erfunden, mit dahin rechnen, sich von deren Wahrheit und Nutzbarkeit überzeugt halten; so können das alles zwar Dinge seyn, wodurch die besondere Glückseligkeit eines Volks um ein grosses vermindert, die Aufklärung

desselben aufgehalten, die Tugend in unnütze Werkheiligkeit verwandelt wird: Allein jedem Volke bleibt sein Recht unbenommen, sich so, oder anders, überzeugen zu wollen, und kein anderes darf sichs einfallen lassen, ihm seine anderweitigen Vorstellungen, wenn sie auch um noch so viel besser, gründlicher gedacht und in der Anwendung nützlicher seyn sollten, mit der gelindesten Gewalt; geschweige denn mit dem Schwerdte, der äussersten, aufzudringen. Also alle Kriege zur Ausbreitung irgend einer Religion, auch der besten von allen, unternommen, sind ungerecht und der Gottheit und allen guten Menschen ein Greuel. Bessere Religionslehren müssen nur durch friedlichen Unterricht, er geschehe nun mündlich oder schriftlich, verbreitet werden. Gefällt es Gott, dieser Ueberzeugung ein ausserordentliches Gewicht anzuhängen; so sey das seiner Weisheit überlassen; er wird, wie er immer gethan hat, sein Werk treiben, und keiner wird von seinetwegen über Vergewaltigung sich zu beklagen haben. Sich andre Religionsmeynungen, als die man selbst für wahr erkennt, aufdringen zu lassen; dagegen kann Ein Volk so gut als das andre sich sträuben. Es ist das eine Beleidigung, die man von sich, wenn andre Mittel nicht helfen wollen, mit gewappneter Hand ab=

zutreiben befugt ist. Die Wahrheit oder Falschheit der Religionseinsichten des Einen und des Andern macht hier keinen Unterschied. Es ist hier um die Vertheidigung eines Rechts zu thun, das einer jeden unabhängigen Völkerschaft zu gleichen Theilen zusteht. Ein Krieg in diesem Falle ist Rechtens; aber man kann nicht sagen, daß man ihn für Gott und seine heilige Religion führe — Also überhaupt: Kein Volk ist wider das andre für Gottes Wort zu einem Kriege befugt. — Aber es giebt der Möglichkeiten noch andre.

Ueber meine inneren Ueberzeugungen, es sey von welcher Sache es wolle, hat keine menschliche Macht zu gebieten. Ich bin in Absicht ihrer, vorzüglich in einer so wichtigen Sache, als die Religion ist, keinem Landesherrn, dem absolutesten Monarchen selbst nicht, unterworfen. Ohne Tyranney und Ungerechtigkeit also, kann kein Fürst ein Glaubensbekenntniß, das meiner Ueberzeugung widerspräche, von mir fodern, noch viel weniger diese Foderung mit Drohungen, am allerwenigsten mit äusserlichem Zwange verbinden; selbst dann nicht, wenn auch die Wahrheit auf seiner Seite seyn sollte. Thäte er es gleichwol, wie das leider nur zu oft geschehen ist: so darf ich der Gewalt wol ausweichen, wenn ich kann;

nicht aber, wenn ich es auch könnte, gleiche Gewalt ihr entgegensetzen; so wie ich gegen keinen ungerecht seyn darf darum, weil er es gegen mich war, gegen einen Fürsten am wenigsten, als gegen welchen ich einmal auf diesen Theil meiner natürlichen Freyheit Verzicht gethan habe. Aus diesem Standpunkte betrachtet, war es ein wechselseitig ungerechter Krieg, den Katholische und Reformirte in Frankeeich wider einander unterhielten.

Hieraus ergiebt sich von selbst schon, daß es keinem Unterthan, er sey Priester oder Laie, freystehe, seinen in Glaubenssachen anders denkenden Oberherrn äusserlich zu befeinden, in die Ketzerrolle seinen Nahmen einzutragen; geschweige denn, um dieser Ursach willen, ihm den Gehorsam aufzukündigen und wider ihn, als wider einen Feind der Verfassung, das Schwerdt öffentlich, oder den Dolch und das Schießgewehr meuchlings, zu ergreifen. Gutdenkende, der Weltgeschichte nicht Kundige, könnten hier leicht einreden: „Wozu diese Bemerkung?„ — Wer aber von einem Klement gehört hat, der Heinrich den Dritten von Frankreich ermordete, weil er mit einem ketzerischen Prinzen in Verbindung stand; von einem Ravaillak, der Heinrich dem Grossen, dem edlen, dem Vater seines Landes

das Leben nahm, weil er ihn für keinen ächten Katholiken erkannte; von einem Gerhard, der Willhelm von Oranien, den Stifter des Niederländischen Freystaats mit einem Schusse tödtete, wer, sag' ich, von diesen Ungeheuern und von ihren schwarzen Thaten gehört hat; gehört hat, daß sie das alles für Gott und seine Ehre zu thun, damit den Himmel sich zu erwerben vermeynten, dem wird es nicht fremde dünken, daß wir diesen Punkt, als wichtig für die Menschheit, auszeichnen.

Wieder zwey Fälle also, in welchen kein Krieg für Gott und sein Wort, ohne stockfinsteren Aberglauben und ohne die verabscheuungswürdigste Schwärmerey seyn kann.

Ob es der Klugheit gemäß sey, in einem Staate, einer oder der andern kirchlichen Gesellschaft, das öffentliche Bekenntniß ihres Religionssystems, die laute Unterweisung Andrer nach demselben, die freye Ausübung aller mit ihm verbundnen Ceremonien und Gebräuche, allein und ausschliessungsweise zu verstatten; das ist eine Frage, die ich in den mehresten Fällen verneinend beantworten würde, wenn eine Antwort nehmlich von mir erfodert werden sollte. Ich würde hinzusetzen: es sey nicht nur nicht klug; sondern auch nicht menschenliebend gehandelt.

Wäre aber von recht und unrecht die Frage; so würde ich die Antwort dahin abändern: daß es der unumschränkten Macht, sie befinde sich nun in Einer Person allein, oder in mehreren, allerdings zustehe, die öffentliche, äussere Religionsübung, mit Unterricht, Bekenntniß und kirchlichen Gebräuchen verbunden, welcher Partey sie wolle, zu verstatten, welcher sie wolle, zu untersagen. Nicht allein zustehe, zu untersagen, sondern auch auf das Verbot zu halten und die mehr oder minder muthwilligen Uebertreter desselben zu einer mehr oder minder schweren Verantwortung zu ziehen. Wenn nun dann die Widerspenstigkeit aufrührischer Unterthanen den Gebrauch der äussersten Gewalt, von Seiten der Regierung, unvermeidlich machen sollte; so wäre ein daraus entstehender Krieg gerecht allerdings, in dem engeren Sinne des Worts; aber es wäre niemals ein Krieg für Gott und für sein Wort; sondern für die Aufrechthaltung der regierenden Gewalt und Würde geführt. In einer gemischten Regierungsform kann das Volk sich vorbehalten, können der oder die Regenten nachgelassen haben: daß ausschliessend nur der und der Partey öffentliche äussere Religionsfreyheit zukommen und daß, wer auch immer dagegen fehle, für einen Feind der Verfassung gehal-

ten werden solle. In diesem alleinigen Falle würde es der Gemeine recht seyn, sich wider Vergewaltigung vertheidigunsweise zu schützen. Das Schwerd würde dann aber wieder nicht für Gott und sein Wort; sondern für beleidigte Rechte, und gekränkte Freyheiten geführt.

Von allen, mir bekannten Fällen wäre denn keiner rückständig, in welchem ein Krieg für Gottes Wort statt fände, man müßte denn ohne Sinn reden, oder mit wichtigen Worten sein Spiel treiben wollen.

93

Ein Mensch ist des andern Gott.

Ein Mensch sollte des Andern, wo er immer könnte und wüßte, Retter, Befreyer, Wohlthäter, oder gleichsam sein Gott seyn. Wenn jemand einen andern aus einer grossen, augenscheinlichen Gefahr, in der er sonst zu Grunde gegangen wäre, errettet; so ists gewöhnlich zu sagen: Er sey des Andern Gott, oder Engel gewesen. Die Alten glaubten schon, Gott seyn und den Menschen wohl thun — das wäre Ein Ding. Ein Mensch also sollte des Andern Gott seyn. So lautet der fromme Wunsch, die hei-

lige Lehre. Und die Erfahrung? — Ein Mensch ist des Andern Teufel, des Andern Wolf oder Hagel, ein übelwollendes Wesen dem Andern. In wie weit das wahr sey und sich gezieme? — davon unten das Weitere!

94.

Des Freundes Rath ist Gottes Stimme.

Gedankenreiche, herrliche Rede! — Gott spricht durch Menschen zu Menschen. Der Rechtschaffne ist sein Werkzeug, daß ich so sagen mag; der Mund, durch den er redet. Wenn du einen weisen und redlichen Freund hast; du hast ihn von Ihm; Er war es, der ihn dir zugesellte, dir schickte, daß er dir zur Seite seyn, dir beystehn, dir rathen, dir thätlich helfen sollte. Verachte deines Freundes Rath nicht; Gott ist mit ihm. Höre und merke darauf. Es ist nicht anders, als ob Gott selbst redend zu dir sich herablieſſe.

95.

Jeder für sich: Gott für uns alle.

Die gemeine Bedeutung dieses Sprichworts ist: Was bekümmert mich die Noth eines An-

dern? Mag er doch selbst zusehen! Ich habe genug mit mir zu thun. Daß es ihm übel gehet: was geht das mich an? Warum sorgt er für sich nicht? Gott, der allen hilft, mag ihm auch helfen; ich weiß anders nicht Rath für ihn. —

Weg mit einer solchen Rede, wenn sie keinen besseren Sinn hat! Kann man so denken, und ein guter Mensch seyn? Kann man so die Pflichten der Liebe, von sich ab und auf Gott laden? Keines Christen Herz wenigstens sey so eingeschrumpft und so enge, daß es nur die Sorge für sich und nicht auch für Andre zu fassen vermöge.

Jeder für sich! — Ein Schauer überfällt mich, wenn ich Verständige, in den Gesetzen der Liebe Unterrichtete so reden höre. —

Gott für uns alle! — Sehr wahr; aber nicht in Verbindung mit dem Vorigen. Gott kann dem nicht mit Liebe begegnen, der nicht Liebe seinem leidenden Bruder beweiset.

Mein guter alter Gewährsmann meynt, der Sinn obgedachter Rede sey: Jeder für sich! — Keiner richte den andern! Jeder muß seiner Werke wegen für sich selbst stehen. Gott ist für

alle. — Er ist aller Menschen Richter und Helfer. Er wird schon geben, was einem jeden seines Thuns wegen gebühret. —

Das wären nun gute, nützliche Wahrheiten; aber sie sind wol mehr in die Worte gelegt, als aus den Worten herausgehoben. Und dann ist ihnen der Gebrauch entgegen.

Vielleicht giebt es so bedrängte Zeiten, Zeiten so gegenwärtiger Noth und Gefahren, in welchen man nur auf sich allein denken kann. Da mag es erlaubt seyn, zu sagen: Jeder für sich! Nachbar Ukalegons Haus brennt; zur Rechten, zur Linken, überall ist die Flamme. Jeder rette was er kann, daß er nicht alles verliere. Fürs Ganze mag Gott sorgen! Jeder für sich; Gott für uns alle! Wir vermögen nichts weiter.

96.

Christum lieb haben, ist besser, denn alles Wissen.

Ein Ausspruch Pauli nach Luthers Uebersetzung nehmlich, *) den man zu einem gemei-

*) Ephes. III, 19.

nen Sprichworte und, wie ich es auch oftmals gehört habe, zu einem Kindergebete vor oder nach der Mahlzeit mißbraucht.

Ein Gebet ist er nun eigentlich gar nicht, am wenigsten ein Tischgebet. Ein christlicher Lehrsatz mag er seyn, wenn man ihn gehörig bestimmt, jede falsche Deutung von ihm absondert; aber dann ist er wieder für Kinder nicht schicklich.

Z. E. Christum sinnlich lieb haben, ist besser, denn alles Wissen — wäre die Behauptung eines Schwärmers. Die Liebe zu Christo kann nur in der vernünftigen Werthschätzung seiner Person, seines ausserordentlichen Verdienstes um uns, in der Kenntniß seiner Lehren und in ihrer gewissenhaften Befolgung bestehen, und in so fern überwiegt sie alles Wissen bey Weitem, welches nicht gleichen heilsamen Einfluß auf das Leben hat.

Von allen diesen Dingen wird inzwischen, bey dem sprichwörtlichen Gebrauche dieses Satzes, im gemeinen Umgange nicht das Mindeste gedacht. Neugierige Kinder, deren Fragen man nicht beantworten will, oder nicht beantworten kann, werden von unverständigen Aeltern damit abge-

fertigt, daß sie ihnen entgegen setzen, Christum lieb haben! Die Kinder, die den Spruch lernen, denken sich das Uebrige. Auch erwachsene Neugierige werden so abgeführt. — Ob das mit einer vernünftigen Hochschätzung Christi, ob das mit der Ausbreitung seiner Ehre bey Andern, sonderlich bey Kindern, ob das mit der Klugheit nachdenkender Erzieher bestehen könne? — Das sind Fragen, die man nur hören darf, um sie sich selbst beantworten zu können.

Sprichwörter
von Thieren.
Erste Abtheilung.

97.

Die Katze ist gern wo man sie strälet.

Strälen heißt sanft kämmen, streicheln. Das nun verursacht eine angenehme Empfindung und es ist ja wol Katzen und Menschen natürlich, daß sie da gern sind, wo ihnen Liebes und Gutes gethan wird.

98.

Katzen lassen das Naschen nicht.

Dawider ist kein Mittel, als daß man ihnen, was sie nicht haben sollen, auch nicht hinsetze.

99.

Ein guter Hahn wird selten fett.

Eine Beobachtung, die bey mehreren Thieren männlichen Geschlechts ihren natürlichen Grund hat.

100.

Kein stolzer Thier auf Erden, denn ein Pferd und ein Weib.

Ein Pferd trägt sich, als ob es sich seines Vorzugs vor andern Thieren bewust wäre. Unter

den Pferden selbst kündigt sich die edlere Gattung durch den vorzüglicheren Anstand und durch den entschlossneren Gang an. Nicht so bey den Weibern. Unter ihnen zeichnen sich die edleren durch Demuth, Herablassung und gefälliges Betragen aus. Eine, die, mit dem ganzen Pompe der Mode behangen, aufzieht und nicht weiß wie sie sich brüsten und tragen will, nur diese wird mit dem Titel eines aufgezäumten Pferdes bezeichnet, so wie auch die Eigensinnige sichs gefallen lassen muß, sich in dieser Rücksicht mit einem Kutschpferde vergleichen zu lassen.

101.

Wenn ein Pferd seine Stärke wüste; so thäte es keinem Menschen gut.

Das Pferd ist dem Menschen an körperlicher Stärke unendlich überlegen, und gehorchet ihm dennoch. Dem höheren Verstande huldigt alles. Buzephal, dessen Nahme, wie der seines Helden, auf die späteste Nachwelt gekommen ist, konnte von Niemanden geritten werden und fand dennoch in dem Alexander seinen Meister, der es wie ein Lamm zu regieren wuste.

102.

Ein Pferd verschont eines Menschen gern und ist sein Freund.

Die Reiter sagen, daß ein Pferd einen Menschen ungern trete, schleife oder sonst beschädige, es sey denn, daß man es aufgebracht habe.

103.

Es sind zwey Thiere, die einem Menschen hold sind, ein Hund und ein Pferd.

104.

Es ist ein getreu Thier um einen Hund.

Von der oft ausserordentlichen Neigung, die vor allen übrigen Thieren, Pferde und Hunde zu Menschen haben, sind die Beyspiele in Schriften und Erzählungen häufig und zum Theil auch hinreichend beglaubigt. Ich will die Zahl nur mit Einem aus meiner eignen Erfahrung vermehren. Das ausserordentliche darin wird die Erzählung rechtfertigen. Ich hatte einen Bologneser, der auf meinem Zimmer in seinem eignen Bette so lange schlief, bis er die Räude bekam und Alters und Krankheits halber die Treppe

nicht mehr ersteigen konnte. Er bekam die Abzehrung, wurde taub, blind und so kraftlos, daß ihm seine Füsse den Dienst auf geradem Boden versagten. An einem Morgen hör' ich ein schwaches Winseln an meiner Thür. Es war mein Bologneser, der aus eignem Triebe die Stufen hinaufgekrochen war. Ich lasse ihn ins Zimmer. Er besucht und beriecht eine jede Stelle, die ihm sonst angenehm gewesen war, ist so zuthulich, als er es nur seyn kann und kehrt dann zur Thür zurück. Ich lasse ihn die Treppe, die er weder finden noch hinabsteigen kann, hinuntertragen. Er stirbt noch denselben Morgen. Ich erkläre nichts, was ich nicht hinreichend verstehe; aber der Vorfall ist gewiß.

105.

Wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu.

Jedes Thier hält sich zu seiner Gattung. Einige Gattungen, dahin auch die Tauben gehören, sind vor andern gesellig. — In grossen Städten dürfen nur wenige Menschen zusammentreten, um mehrere an sich zu ziehen.

106.

Die Tauben haben keine Galle, und sind der Leute alle.

Galle wird hier für Zorn genommen. Aber auch in diesem Verstande ist das Sprichwort nicht ganz richtig. Tauben mögen weniger, als manche andre Thiere, zum Zürnen geneigt seyn; allein ich habe sie doch schon mit wenigem Necken zum Beissen gereizet. Sie sind ausserdem auf einander neidisch, eifersüchtig, oder wie man es sonst nennen will. Diese Leidenschaften brechen oft in den heftigsten Kampf aus. Nebenbuhler tragen sich den Haß Wochenlang nach.

Der Zusatz: und sind der Leute alle, ist eine Rechtsregel, nach welcher eine wilde, oder wild und herrenlos gewordene, Taube dem, der sie fängt, gehöret. Wider den aber, der mir eine mir gehörige Taube wegfing, steht mir die Diebstahlsklage zu. Der Ungewißheit wegen, ob eine Taube nicht jemanden gehören könne, ist es verboten, wider sie das Schießgewehr zu gebrauchen, wenn man sie auch auf freyem Felde betreffen sollte.

107.

Der Widehopf ist des Guckgucks Küster;

Singt ihm vor, ist gleichsam sein Vorsänger. Bald nachdem nemlich der Widehopf sein schallendes Gelächter vollendet hat, folgt ihm mit seinem Gesange der Guckguck.

108.

Vit bringt die Fliegen mit.

oder:

Um Viti kommen die Fliegen selb neune.

Vitus ist der funfzehnte des Brachmonaths. Um diese Zeit pflegen die Fliegen sich zahlreicher einzufinden. Ich mache hier, der auf einzelne feste Tage gerichteten Kalenderregeln wegen, Ein für allemal, die Bemerkungen: Daß erstens diese Regeln grossentheils nach dem alten Kalender berechnet sind, und daß zweytens, wenn sie auch ihren guten Grund in der Erfahrung haben sollten, doch nicht sowol der genannte Tag selbst, als vielmehr die Zeit, um welche dieser Tag einfällt, einige Tage vor und nachher mit eingerechnet, zu verstehen seyn dürfte.

109.

Einem tollen Hunde soll man aus dem Wege gehen.

Einem tollen Menschen gleichfals. Das versteht sich! Der Streit ist zu ungleich. Ungewisser Vortheil gegen gewissen Schaden.

110.

Hunde, die viel bellen, beißen nicht.

Vor dem Beller hat man sich am wenigsten zu fürchten; mehr vor dem, der stillschweigend heranschleicht, und zufährt. Bey Menschen nicht anders! Der Polterer und Lärmer wird selten zuschlagen. Seine Wuth verzehrt sich in Worten. —

Laß den Hund bellen! beißt er doch nicht. Man muß die Leute reden lassen! Wer kann einem jeden den Mund stopfen? —

111.

Der Schleicher überwindet den Beißer.

Von Hunden hergenommen und, der Erfahrung zufolge, auch von Menschen geltend. Klugheit geht überall vor Stärke und der Schleicher scheint mehr mit Ueberlegung zu handeln.

112.

Todte Hunde beißen nicht.
Nach Andern:
Todte Mäuse beißen nicht.

Todte Hunde beißen nicht! — Wahr! aber man hat von ihnen auch keinen Dienst mehr. Man kann ja den beißigen Hund anlegen, daß er doch nütze.

Todte Hunde beißen nicht! Im Munde eines Tyrannen, oder auch nur eines unweisen Richters, eine schreckliche Rede. Den gefährlichen Menschen, der immer Mensch, und edler ist, als alle Hunde zusammengenommen, den Mörder, den Dieb — soll man ihn kurzweg aus der Welt schaffen; so hat alle Gefahr freylich und aller Prozeß ein Ende. Aber die Gesellschaft verliert eins ihrer Glieder in ihm. Wie wenn man es erhielte? in einem Zustande erhielte, in welchem es, ohne Schaden anrichten zu können, zu nützen gezwungen wäre? — Das kann man; dazu sind Kerker und Festung. Lebensstrafen können unter gewissen Umständen doch nöthig seyn. Das will ich nicht läugnen. Nur den Grund vom Nichtbeißen kann ich nicht gelten lassen.

Todte Mäuse beißen nicht! — Eines pohlnischen Königs Rede. Er schaffte nemlich, aus tyrannischer Staatsklugheit, seine Verwandten durch Gift aus dem Wege und antwortete auf den Bericht von ihrem Tode mit jenem tröstlichen Spruche. So weit die Geschichte! Nun noch das Mährchen! — Er soll bald darauf ein grosses Freudenfest angestellt haben und bey Wiederhohlung jener Worte von einem Haufen Mäuse angefallen worden seyn, deren er sich auf keine

Weise habe erwehren können. Nicht Wasser, nicht Feuer habe dagegen geholfen. Er habe sich zulezt auf den Thurm Krotzwitzka gerettet. Auch dahin wären ihm die Mäuse gefolgt. Kurz, er sey, nebst seinem Weibe und zweyen Söhnen, von ihnen verzehret worden. — Eine Mönchsfabel vermuthlich, ihrer Zeit vielleicht nützlich, für uns aber von keinem Gebrauch mehr.

113.

Kömmt man über den Hund; so kömmt man auch wol über den Schwanz.

Hat man die grössere Schwierigkeit überwunden; so wird man mit der kleineren wol fertig. Hat man die Ausgabe von Hunderten bestritten; so sind ja die wenigen Thaler wol noch aufzubringen. — So ermuntern wir uns, einen Handel zu vollenden, den wir einmal angefangen, und mehrentheils schon zu Stande gebracht hatten.

114.

Je fetter Floh, je magerer Hund.

Reiche Beamte machen mehrentheils arme Bauern. Die Herren Beamten werden die bittere Vergleichung verzeihen. Sie ist nicht von meiner, sondern von bekannter, altdeutscher Erfindung.

115.

An Riemchen lernen die Hunde Leder kauen.
Oder:
An Riemen nagen, lernen die Hunde Leder fressen.

116.

Wer anbeißt, läßt selten mehr davon.

Unsre Triebe wachsen mit jeder wiederhohlten Befriedigung. Mit Einem Male wird Niemand ein Bösewicht. Nur stufenweise gewöhnen wir uns zu Lastern. Aber auch der ersten unerlaubten Neigung nachzugeben, ist schon für die ganze Lebensfolge gefährlich.

„Du, der du sagst: Ich will den Sieg gewinnen;
Ach, laß doch nie das süsse Gift der Lust,
Laß es doch nie nach deinem Herzen rinnen!„

117.

Zwey Hunde an Einem Knochen vertragen sich selten.

Zwey Männer zu Einer Bulschaft nicht anders. Ueberhaupt wenn Zwey oder Mehrere zu Einem Dinge gleiche Lust haben; so setzt es unter ihnen leicht Streit ab. Pompeijus und Cäsar vertragen sich um die Herrschaft der Welt

nicht. Helden! verzeiht die Vergleichung. Ihr findet sie oft bey Vater Homerus nicht besser.

118.

Kluge Hüner legen auch in die Nesseln.

Weise Leute können es auch wol versehen, bey aller Ueberlegung mit ihrem Schaden fehlen. Es mag sich nur keiner zu klug dünken!

119.

Stirbt der Fuchs; so gilt der Balg.

Ein Sprichwort von einem Spiele gebräuchlich. Ein angezündetes Spänchen geht ausgeblasen aus einer Hand in die andre, und der, bey dem der lezte Funke ausgeht, ist Strafe zu leiden, oder Pfand zu geben gehalten.

120.

Die Spinne saugt aus der Blume das Gift so gut, als die Biene den Honig.

Mit dem Gifte der Spinne hat es wol nicht so seine Richtigkeit, wie mit dem Honig, den die Biene von Blumen und Blüthen einsammelt. Der erste Theil des Sprichworts ist also wol nur nach einem Vorurtheile gebildet. Wir nehmen die Sache, wie sie da liegt, und dann

ist der figürliche Sinn dieser: Eine und dieselbe Sache, die von guten Menschen zu guten Endzwecken gebraucht wird; aus der gute Menschen zu tugendhaften Handlungen Bewegungsgründe hernehmen, eben die Sache wird von Bösen zu schlechten Absichten gemisbraucht; giebt ihnen Bewegungsgründe zu den schwärzesten Thaten an die Hand.

Eine wahre Bemerkung, leider! Die äussere Bildung einer schönen Unglücklichen kann den Einen zu noch grösserer, thätigerer Theilnehmung, den Andern zu unerlaubten wollüstigen Trieben reizen. Diesem ist der Gesang der Freude von der Arbeit Erhohlung; Jener fodert sich selbst dadurch zu der rohesten Sinnlichkeit auf. Dieser trinkt und erheitert sich; Jener überfüllt sich und treibt Witz, Verstand und Empfindung mit Gewalt von sich. Gold flößt dem Einen Arbeitstriebe ein, macht ihn für sich und die Seinigen zu nützlichen Geschäften thätig; dies nehmliche Gold macht den Andern zum Schriftenverfälscher, zum Räuber und Mörder.

Jedes Ding hat seine gedoppelte Ansicht und seine gedoppelte Handhabe. Stelle dich dazu an, wie es Weisheit und Tugend gebieten!

Blumen schmücken die Pfade des Lebens. Sie düften dir ihren Honig entgegen. Er ist dein, wenn du ihn ernstlich begehrest.

121.

Ein Esel heißt den andern Langohr.
Oder wie Andre sagen:
Sackträger.

So wenig kennen die Menschen sich selbst, daß immer einer dem Andern die Gebrechen und Fehler, die ihm selbst eigen sind, aufrückt. Ich habe Geizige gekannt, die sich über Andrer Kargheit beklagten, Trunkenbolde und Ehebrecher so gar, die die nehmlichen Laster, deren sie sich selbst schuldig wusten, nicht Andern blos aufrückten, nicht an ihnen blos tadelten; sondern nach der Schärfe der Gesetze ahndeten, bestraften.

122.

Man muß den Bock nicht zum Gärtner setzen.

123.

Man muß den Hund nicht nach der Wurst schicken.

„Wo der Wolf weidet die Heerd,
Da sind die Schäflein bald verzehrt.„
sagt der Froschmäusler.

Wenn man einen, seiner Natur und seinen Sitten nach, so weit kennt, daß man weis, man könne ihm die Aufsicht über eine Sache, die Besorgung einer Angelegenheit nicht auftragen, ohne ihn in eine ihm unwiderstehliche Versuchung uns zu bevortheilen, auf allerhand Art und Weise zu hintergehen, zu führen; so erfodert die Klugheit, daß man dies bestimmte Geschäft gerade diesem nicht anvertraue, diese Sache gerade seiner Aufsicht nicht untergebe. Er ist ausserdem Gewissenssache, Niemanden in den Fall zu bringen, der ihn, sicheren Vermuthungen nach, zu sündigen verleiten würde. Die Ehrlichkeit manches Menschen ist oft nur für Einen Fall zu schwach, wenn sie gleich in tausend andern die Probe hielt. Kinder würde man sichrer über Geld als über Obst und Kuchen zu Aufsehern bestellen. Manchen Dienstboten kann man alles anvertrauen, nur Geld nicht. Dies verführerische Metall hat einen Glanz für sie, dem zu widerstehen sie ihr Herz nicht hinreichend gestärkt haben. Einem Andern würde man wieder alles was man hat, zur getreuesten Verwaltung übergeben können, nur Tochter und Gattin nicht, sie müsten denn häßlich und alt seyn.

Studire die ehrliche Seite eines jeden, mit dem du zu thun hast. Lege keinem mehr auf

als er, seiner Tugend und deiner Sicherheit unbeschadet, zu tragen im Stande ist!

124.

Die Katze läßt das Mausen nicht.

125.

Die Atzel, (oder Krähe, von der die Atzel, oder Aelster eine Gattung ist;) läßt das Hüpfen nicht.

126.

Der Frosch geht dem Bach zu, wenn man ihn auch an Ketten legte. Oder:
Der Frosch hüpft wieder zum Pfuhl;
Wenn er auch sässe auf einem güldenen Stuhl.

127.

Ein Affe bleibt ein Affe, und wenn man ihn in Sammet kleidete.

128.

Der Speck will von der Schwarte nicht.

129.

Der Wolf läßt von seinen Haaren wol; aber nicht von seiner Weise. Oder:
Der Wolf bleibt ein Wolf.

130.

Der Fuchs verändert den Balg wol, aber den alten Sinn und das böse Gemüth nicht.

Ein Bube bleibt es auch unter dem Chorrock. Das ehrbare Kleid ist der Deckschalk. Der Froschmäusler giebt es:

„Kröch der Schalk in ein Zobelsbalg,
So bleibt er doch darin ein Schalk.
Der Wolf verändert nur die Haar,
Der untreuw Sinn bleibt immerdar.„

„Wenn du den Narren, sagt Salomo; in einem Mörser zerstiessest, wie Grütze; so läßt doch seine Thorheit nicht von ihm.„

Ein Reis, das einmal verwuchs, läßt sich nicht wieder gerade biegen, man gehe es an, wie man immer will.

In allen diesen Sprüchen sind etwan folgende bestimmtere Hauptwahrheiten enthalten:

Ein Mensch ist vor dem Andern unvollkommner gegliedert, die Seele des Einen, vor der des Andern, dickschalichter gleichsam, mit einer schlechteren körperlichen Hülle versehen, die ihn höherer Erkenntnisse minder empfänglich und zu unsittlicheren Handlungen geneigt macht. Er ist einer unvollkommneren, geringeren Natur also. Es ist nicht schlechthin möglich, daß er sich selbst

nicht durch Fleiß und Erziehung ausbilden, nicht seine Natur durch Anstrengung sollte veredlen können; aber es ist für ihn oft mit den größten Schwierigkeiten verbunden, und man kann es ihm vielleicht nicht halb so hoch, als dem besser Geschaffenen anrechnen, wenn er wiederhohlentlich zu fast angeborenen unsittlichen Gesinnungen zurückkehrt. Der Vorwurf: daß die Katze das Mausen nicht lasse; wird durch diese Bemerkung also, der Menschenliebe gemäß, um mehrere gute Grade gemildert.

Manche unsrer schlimmen Gewohnheiten sind mit unsrer Natur gleichsam verschmolzen. Wir sind, von unsern früheſten Jahren her, dazu angeleitet. So ist es bey vielen Menschen mit Lügen und Trügen, Stehlen und andern groben Lastern. An ihren Aeltern und Erziehern sahen sie diese Abscheulichkeiten, ahmten sie zeitig nach, und fanden sie nun mit ihrem Wesen selbst zusammengemischet. Da gilt dann zu obigen das allgemeine Sprichwort:

131.

Art läßt von Art nicht.

Falsch aber ist es; daß das so seyn müßte, oder daß ein Mensch von solchen bösen Wegen

nicht wieder zurückkommen könnte, wenn es auch sein ernstlicher Wille wäre.

Grund zu zweifeln hat man freylich, daß ein vieljähriger, geübter Bösewicht sich bessern werde; aber verzweifeln sollte der Menschenfreund an seinem verleiteten Bruder niemals. Man kann auch im Alter noch zur Tugend zurückkehren, ob es gleich schwer hergehen dürfte.

132.

Was von Katzen kömmt, das mauset gern.

133.

Wie der Vogel ist, so legt er Eyer. Oder: Es ist eben der Vogel, wie das Ey.

134.

Böser Vogel, böses Ey.

135.

Böses Ey, böses Küchlein.

136.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.

137.

Ein Adler heckt keine Tauben.

138.

Es heckt keine Krähe einen Zeisig aus.

Von ungesunden, gebrechlichen Aeltern werden oft ungesunde, gebrechliche Kinder erzielt. Es giebt körperliche Anlagen, schlechte Mischungen der Säfte, die sich von Aeltern auf Kinder und Kindeskinder vererben. Hektik und Gicht sind Familienkrankheiten.

Gesunde Aeltern könnten gesunde Kinder wenigstens erzielen, und erzielen sie mehrentheils auch wirklich. Es giebt glückliche Familien, bey denen Gesundseyn und Altwerden gemeine Attribute sind.

Sind nun, von Seiten körperlicher Zusammensetzung, Kinder oft ihren Aeltern ähnlich; so ist es ja wol nicht anders zu vermuthen, als daß sie es gleich oft ihren natürlichen Neigungen und Trieben, ihren Anlagen zu gewissen Lastern und Tugenden nach, seyn werden.

Diese Aehnlichkeiten vergrössern sich in sich, werden äusserlich auffallender, durch das Umeinanderseyn von Aeltern und Kindern. Was die Kinder von ihren Aeltern sehen, drückt sich ihren zarten Herzen tief ein. Kinder ahmen zeitig nach, ohne Wahl und Ueberlegung. Aus wie-

derhohlten Handlungen werden Gewohnheiten, böse und gute; Laster in dem ersten, Tugenden in dem zweyten Falle.

Man fürchtet mit Grund also, daß böse Kinder von lasterhaften Aeltern, hofft mit Grund also, daß gute von Tugendhaften werden erzielt und gebildet werden.

Ob man sich nun zwar nicht zu wundern hat, wenn in einem und dem andern Falle, was man fürchtete oder hoffte, sich in der That auch zuträgt; so würde man doch sehr unphilosophisch urtheilen, wenn man die Möglichkeit eines entgegengesetzten Falles schlechtweg läugnen wollte, und die Erfahrung würde auch dawider seyn. Es hat lasterhafte Kinder frommer Aeltern und umgekehrt tugendsame Kinder gottloser Väter und Mütter von allen Zeiten her gegeben, es giebt deren gewiß noch, und es ist nicht wahrscheinlich, daß es in der nächsten Zukunft viel anders seyn werde. Es war also klare Schmeicheley eines berühmten alten Dichters, wenn er von der Nachkommenschaft seines Fürsten behauptete, daß sie ihm an Tugenden gleichen müste, aus dem Grunde: weil wehrlose Tauben nicht von kriegerischen Adlern abstammen könnten; weil in Stieren und Pferden die väterliche Kraft sich durch die Fortpflanzung selbst befinden müste.

Vollends lieblos über allen Glauben wäre es, von Kindern lasterhafter Aeltern, ohne weiteres, vorauszusetzen, daß sie die Laster ihrer Aeltern, Diebsgesinnungen z. E. haben sollen und müssen, und diese traurige Voraussetzung mit jenen Sprichwörtern zu rechtfertigen: Art läßt von Art nicht; der Apfel fällt nicht weit vom Stamme und dergleichen. Christen wenigstens sollten sich solche Uebereilungen nicht zu Schulden kommen lassen.

139.

Der Guckguck ruft seinen eignen Nahmen aus.

Wes Geistes und Herzens einer sey, das wirst du am sichersten, wenn du anders darauf acht hast, von ihm selbst erfahren. Der Narr und der Bösewicht, so lange es immer währen mag, müssen sich zuletzt selbst blos geben. Der Narr hüte sich wie er will; zuletzt wird er sich doch einmal regen und die Schellen hören lassen.

Unter der Löwenhaut ragen dem Esel die Ohren hervor.

140.

Den Esel erkennt man bey'n Ohren.
Beym Schellen und Klingeln den Thoren.

Der Thor und der Lasterhafte haben ihr Schiboleth, mit dem sie zuletzt heraus müssen. Giebt es doch gar Leute, die sich aus ihren Narrheiten und Vergehungen eine Ehre

machen, die von ihren Lastern, als von den rühmlichsten Handlungen reden!

141.

Wenn die Henne ihr Gackern liesse; so wüste man nicht, daß sie gelegt hätte.

Das ist nun schon nicht anders. Hennen müssen kakeln, Autoren müssen sich selbst rezitiren. Von manchen der letzteren heißt es wol gar:

Erst leg ich meine Eyer;
Dann rezensir' ich sie.

Ich will keinen deswegen gescholten haben. Sein Ey ist ihm sauer geworden. Man würde die mehreste Zeit nicht wissen, daß es da wäre, wenn er nicht durch eigenes Gackern in Journalen und Zeitungen dafür sorgte.

142.

An den Federn kennt man den Vogel.

Die fehlerhafte Gemüthsart manches Menschen erkennt man an seinem Anzuge. Der Unreinliche ist es oft auch in seiner Kleidung, in seiner Wäsche und an den sichtbaren Theilen seines Körpers. Der Geschmacklose kleidet sich grün, braun, alles durcheinander, in den unverträglichsten Farben. Die leichtsinnige Buhlschwester schlottert in ihrem Gewande daher, von Bändern und Schleifen umflattert, um Anstand und Sittsamkeit unbekümmert.

— Wer kennt an seinen Federn
Den Vogel nicht, der in der Frühlingssonne spielt
Und Raupen für den Sommer heckt?

143.

An andrer Leute Kindern und an fremden Hunden hat man das Brod verloren.

Wer fremde Hunde anfesselt, gewinnt nichts als den Strick. Wird der Hund ledig; so läuft er heim und läßt dem Kerkermeister das Band. Füttere ihn, wie du willst; das hat er eben so bald vergessen, als genossen. —

Von Hunden mag das alles leicht wahr seyn; die Anwendung aber auf Kinder ist so pöbelhaft unschicklich und dem wahren Inhalte nach so wenig erwiesen, daß ein jeder gesitteter Mensch Bedenken tragen sollte, jene unfreundliche Behauptung von sich hören zu lassen. Wer Gelegenheit und Vermögen hat, nehme sich armer Waisen immerhin an, erziehe sie bey sich, oder sorge, daß sie von Andern erzogen werden. Wird ihm Undank dafür zur Belohnung, oder nur nicht Dank in dem Grade, wie er ihn vielleicht verdient, wenigstens im voraus sich versprochen hatte, welches letztere leicht das Gewöhnlichere seyn dürfte; so kann ihm doch das süsse innere Bewußtseyn, eine gute That gethan zu haben, in keinem Verhältnisse entstehen. Das hat er in seiner Gewalt, wenn er will; das kann er sich geben, so oft er nur

immer Lust hat. Seine Pflicht erfüllt haben, kann, unter keinen Umständen, Verlust seyn.

144.

Schlafende Hunde soll Niemand wecken.

Ist der Bösewicht unthätig; wohl! man lasse ihn dabey. Ihn in Bewegung zu setzen wäre Unbesonnenheit, die sich eben dadurch leicht selbst bestrafen, ihrem eignen Rücken die Ruthe aufbinden würde. Wecke den schlafenden Hund nicht; du mögtest der Erste seyn, dem er die Zähne wiese.

145.

Man muß sich nicht vom Pferde auf den Esel setzen.

Man muß sich aus guten Verhältnissen nicht zu schlechten, aus einem höheren, geehrteren Stande nicht selbst zu einem geringeren, verächtlicheren herabsetzen. Das wäre schimpflich und schädlich zugleich. Man sollte glauben, daß das von selbst Niemand thun würde. Aber bey Veränderungen ihres äusserlichen Zustandes sehen die Leute nicht immer gleich richtig. Vormittags sitzt mancher zu Pferde, der vor Abend noch auf einem elenden Esel einhertrabt. Jeder meiner Leser mag in seinem Leben Reitereyen dieser Art in Menge gesehen und Eine oder die Andre wol selbst gemacht haben.

Sprichwörter
zur
Haushaltung
und einigen
damit verwandten Gegenständen gehörig.
Erste Abtheilung.

Küche und Keller.

146.

Der Koch wird vom Geruch satt.

Vom Geruch allein nicht, Auch wol von der Hitze des Heerdes, vom Dampf der Kohlen, vom Kosten der Speisen, geht die Empfindung des Hungers verloren.

147.

Brauen und Backen geräth nicht immer.

Bey diesen Geschäften kann leicht etwas versehen werden. Man kann da nicht alles an der Schnur haben. Eine Kleinigkeit zu viel oder zu wenig kann von schädlichen Folgen seyn. Es kömmt auf Grade der Wärme und Kälte, auf Beschaffenheit der Luft und Witterung an, auf Dinge also, die wenig oder gar nicht in unsrer Gewalt sind. Alle diese Umstände rathen nun zwar zu grösserer Behutsamkeit in gedachten Geschäften; dienen aber zugleich auch zu gültiger Entschuldigung, wenn, aller angewandten Acht-

samkeit ungeachtet, ein nicht wol vorauszusehender Schade sich ereignet haben sollte.

148.

Was man spart für den Mund,
Das frißt Katze oder Hund.

Also soll man lieber nicht sparen, nicht zu morgendem Gebrauch wegsetzen, lieber aufzehren was da ist? Mit nichten! sondern verwahren soll man das Uebrige, daß Hund und Katze nicht dazu kommen. Es ist Nachlässigkeit, wenn Speisen auf die gedachte Weise verloren gehen, und eine Hausfrau würde sich mit jenem Sprichworte immer nur unzulänglich entschuldigen.

149.

Salz ist die beste Würze.

Man erhält Fleisch durch Salz vor der Fäulniß. Salz macht die mehresten Speisen schmackhaft und verdaulich. Es hat also vor den meisten Zuthaten den Vorzug.

Salz, für Witz genommen, ist eine herrliche Würze der gesellschaftlichen Unterhaltung.

150.

Im Salzen hab' ein Maaß; des Schmalzes kannst du daran nicht zu viel thun.

Eine Küchenregel, gut für den Geschmack vielleicht; aber nicht ganz für die Gesundheit. In dieser Rücksicht mögte sie umgekehrt der Wahrheit näher kommen.

151.

Viel Köche verderben den Brey,
oder:
Wo viel Köche sind, da wird der Brey versalzen.

152.

Viel Köche versalzen das Mus. —

„Viel Köche kochen selten gut,„ sagt der Froschmäusler. Der Eine will es so, der Andre so haben. Jeder will nach seiner Weise kochen. Darüber werden alle uneinig und die Speise wird verdorben.

So in allen Ständen und Geschäften. Wehe dem Lande, wo jedermann König seyn will! — Herr Allermann regiert übel. Da geht zuletzt alles zu Grunde. Wehe dem Hause, in welchem jeder den Herrn spielt! Wo viel Diener und Auf=

wärter sind, da ist einer dem andern im Wege. Viel Arbeiter verlassen sich auf einander. Kietz, sagt ein alter Vers; verläßt sich auf Dietzen: Dietz verläßt sich auf Kietzen. Darüber bleibt das Werk liegen. Wo viel Aerzte sind, da wird des Kranken übel gewartet. Der kurirt auf die Lunge; Jener auf den Magen. Einer verordnet einen Kühltrank; ein Andrer ein Brechmittel; ein Dritter zapft Blut ab. Alle bringen den Kranken oft dahin, wohin er, mit Einem, oder gar keinem Arzte, vielleicht nicht gekommen wäre.

Wie aber, wenn viele Köche zu Einer Mahlzeit und überhaupt Viele zu Einem Geschäfte nöthig sind? — Da sey Einer wenigstens das Haupt, nach dem die Glieder sich richten; Einer der Führer, dem die Andern folgen. Einer über alle der Aufseher.

153.

Es sind nicht alle Köche, die lange Messer tragen, die sich durch äusserliche Zeichen, Kleidung, Worte und dergleichen dafür ausgeben.

Ob einer ein Weydemesser im Gürtel führe, darauf ist es nicht angesehen; sondern ob er es zu gebrauchen wisse, ob er wohl und schmackhaft zu kochen verstehe. Ueberhaupt:

Man soll einen richten nach dem, was er kann, nicht nach dem, was er zu können den Schein hat. Es trägt wol einer eine Feder hinter dem Ohre, der nicht viel mehr kann, als seinen Nahmen schreiben. Es geht einer in Mantel und Kragen einher, der ein Stümper ist und sich wol selbst wundert, wie er zu dieser Ehre gelangte. Mancher schreibt seinem Nahmen ein grosses D. oder M. vor, nicht daß er es seiner Geschicklichkeit nach sollte; sondern weil er das Recht dazu mit gutem Gelde bezahlt hat. Nicht alle, die Pinsel führen, sind Maler. Da wohnt nicht immer der tüchtige Meister, wo der hölzerne Stiefel oder sonst ein Wahrzeichen aushängt. Gleichbedeutende Sprichwörter sind:

154.

Es sind nicht alle Jäger, die Hörner führen;

155.

Bart und Mantel machen keinen zum Philosophen. —

156.

Fett schwimmt oben.

Aufgelöstes Fett schwimmt zuletzt allezeit oben, seiner Natur nach, man mag es mit dem

Wasser noch so sehr zu vermischen, durcheinander zu kochen, zu rühren und zu schütteln sich bemühen.

Gute Menschen und ihre guten Handlungen können wol eine Zeitlang heruntergehalten, von bösen Menschen unterdrückt werden. Aber zuletzt siegt doch die Tugend, der innere Gehalt hebt den Rechtschaffnen empor. Dem unschuldig Unterdrückten läßt oft vielleicht seine Zeit nicht Gerechtigkeit wiederfahren. Dann thut es die bessere Nachwelt. Und wenn Zeit und Afterzeit sich ihm versagten; so ist ihm der Beyfall des Allerhöchsten und die belohnende Ewigkeit sicher.— Fett schwimmt oben. Eine grosse Wahrheit unter einem gemeinen Bilde.

157.

Ein faules Ey verdirbt den ganzen Kuchen.

Wer es nicht glauben will, der prob re es. Sein Geschmack wirds ihn wol lehren.

Schlechte, verderbte Menschen sind oft der ganzen Gesellschaft, zu der sie als Glieder gehören, verderblich.

158.

Man muß nicht Oehl zum Feuer giessen.

Zu einem schon brennenden Feuer wäre es sehr überflüssig, brennbare Materie hinzu zu fü-

gen. Eine für sich nicht eben schädliche Flamme könnte dadurch leicht einem ganzen Hause gefährlich werden.

Wo schon Streit und Zank ist, da muß man ihn nicht noch heftiger machen, nicht die Streitenden noch mehr wider einander erbittern, anhetzen und dergleichen. Ueberhaupt: man muß keine Leidenschaft bey sich und Andern mehr Nahrung geben, als den Gesetzen der Weisheit und Tugend unbeschadet geschehen kann.

159.

Mit Speck fängt man Mäuse.

Andere Thiere mit anderem Köder.

Wenn man Jemand, durch irgend einen angenehmen sinnlichen Reiz, zu einer Handlung bestimmt, zu der er, ohne diesen Bewegungsgrund, sich selbst nicht bestimmt haben würde; so sagt man, nicht ohne Bewustseyn seiner Uebelegenheit über jenem: „Mit Speck fängt man Mäuse!„

Durch an sich nicht unerlaubte, sinnliche Reize den Andern zu guten Handlungen bestimmen, daran thut man nicht unrecht. Das empfiehlt oft die Klugheit, dawider hat oft die strengste Tugend nichts einzuwenden. Ein tugend-

haftes Frauenzimmer z. E. bedient sich der ganzen Gewalt ihrer Schönheit und Anmuth, einen verleiteten Jüngling von dem Pfade der Wollust zur Sittlichkeit zurückzuführen. Das wird jeder billigen, der Verdienste zu schätzen weiß.

Indessen mag ich bey weitem nicht allen sittlichen Speck, nicht eine jede Lockspeise vertheidigen, mit der die Weltklugen andre, mehrentheils bessere, Menschen zu ihren selbstsüchtigen Absichten zu nöthigen wissen. Bewahre Gott meine Seele auch vor dieser Art des Machiavellismus, der unter den Geschäftsmenschen seine Anhänger zu Tausenden hat.

160.

Man muß die Wurst nach der Speckseite werfen.

Man muß oft ein kleines Geschenk nicht ansehen, eine kleine Gefälligkeit sich nicht leid seyn lassen, um grössere Gaben und Geschenke dafür wieder zu erhalten. Auf diese Regel verstehn sich die Leute vortrefflich. Von Dürftigeren gegen Vermögende kann es auch ganz gesunde Politik seyn. Mancher Reiche, der darauf sonst nicht geachtet hätte, wird eben durch das Geschenk des Aermeren erst zur Aufmerksamkeit auf dessen Be-

dürfnisse und zum Entschlusse, sie befriedigen zu wollen, geleitet. Ein Andrer würde, unter überhäuften Geschäften, des Dürftigeren, dem er sonst Gutes erzeigte, vergessen, wenn ihn dieser nicht durch irgend eine dankbare Gefälligkeit an sich von neuem erinnerte.

Unter gleichen Vermögensumständen hingegen, wäre es unbillige, kleine Denkungsart, wenn man dem Großmüthigeren, Edlergesinnten, durch Aufopferung eines geringeren Geschenks, ein ungleich grösseres abnöthigen wollte.

Unbeschreiblich niederträchtig wäre es, wenn gar der mächtige Reiche dieses Kunstgriffs sich gegen den großdenkenden Armen bediente, der was ihm lieb ist hingiebt, um nur nicht für unerkenntlich gehalten seyn zu wollen. Es giebt begüterte Räuber, die so handeln.

161.

Der Krug geht so lange zum Brunnen, (zum Wasser) bis er zerbricht, (bis der Henkel abbricht).

Es treibts einer so lange, bis er Schaden nimmt. Ein Dieb nimmt so lange heimlich, bis man ihn zuletzt ertappt. Eine liederliche Person treibt ihr Gewerbe so lange, bis es zugleich mit

ihrer öffentlichen Schande an den Tag kömmt. Ein verschwenderischer Schlemmer lebt so lange auf Kredit fort, bis ihn der Schuldthurm des öffentlichen Glaubens und der Freyheit zugleich beraubt.

In dem allen waltet Gottes gerechte Vorsehung. Sie giebt dem sittlichen Uebel und denen die es veranlassen gemessene Schranken, damit Verwirrung nicht einreisse und die schöne Ordnung des Ganzen unterbreche.

162.

Es ist kein Topf so schief, es findet sich ein Deckel dazu.

Es sey eine Frauensperson am Leibe noch so gebrechlich, noch so übel geformt und gestaltet, noch so unvollkommen von Seiten des Kopfs und des Herzens, noch so zerlumpt und schmutzig in ihrem Anzuge; es wird sich zu ihr ein Mann finden, der sie heyrathet, oder sich zu ihr gesellet. Umgekehrt von einfältigen, kranken, mißgestalteten, in jeder Absicht elenden Männern nicht anders. Ich habe so gar oft, um bey dem Gleichnisse zu bleiben, den Topf schlechter, als den Deckel gefunden. Eine schöne Frau z. E. an ein kleines Ungeheuer von einer Mannsfigur,

an einen zweyten Skarron verheyrathet. Ich selbst habe von meiner Sippschaft einen Herrn gekannt, der ausnehmend wohl gebildet und in jeder Absicht ein feiner, geschliffener Mann war. Gleichwol hatte er sich eine Frau genommen, in welcher die Natur ein Urbild der Häßlichkeit aufgestellt hatte, die so ganz verborgen war, daß sie sich fortschieben muste, wenn sie sich fortbewegen wollte.

Wenn im gemeinen Leben Einer zweifelt, ob diese oder jene Person, bey ihren vielen sichtbaren Mängeln und Unvollkommenheiten, noch wol eine Partie für sich finden werde? so versichert oft ein Andrer dagegen: Es sey kein Topf so schief, es finde sich ein Deckel dazu. In dieser Aeusserung, wenn man das Spöttische, was sie vielleicht enthalten dürfte, von ihr absondert, liegt ernsthafte, vielen schwachen, gebrechlichen Menschen nützliche, Wahrheit.

Sey deiner körperlichen Schwachheiten, deiner Armuth und deines Elends, deiner Verstandsschwäche selbst halber nicht allzu unruhig, nicht ängstlich bekümmert, nicht mißmüthig. Denke nicht, daß darum von deinen Mitmenschen Keiner auf dich achten, daß du dich unter ihnen verlieren, und als ein Geschöpf einer andern Gattung einsam und unberathen bleiben werdest. Auch

für dich hat der Vater der Menschen gesorgt, auch für dich armen, verlassenen Elenden zärtliche Triebe in irgend eine Seele gesenket, auch zu deiner Versorgung Anlagen gemacht, zu deinem Glücke Verhältnisse von Ewigkeit her vorbereitet. Gott hat zu dem Lahmen die Stütze geschaffen. Dem Blinden steht eine Führerinn zur Seite, die ihm die freundschaftliche Hand beut. —

163.

Aus trüben Mistlachen schöpft man nicht lauter.

Wer einen reinen Trunk haben will, der muß ihn aus der Quelle schöpfen.

So in einer jeden Wissenschaft und Erkenntniß. Nächst einer unverdorbenen Empfindung und einer noch nicht erkrankten Vernunft, sind gute und weise Menschen für uns Quellen der reinsten Erkenntniß. Letztere mögen selbst, oder in ihren Schriften zu uns reden, das wird in der Hauptsache keinen Unterschied machen.

Was diesem allen entgegen steht, gehört zu den Pfützen und Mistlachen, die in einer jeden Erkenntniß und Wissenschaft vorkommen.

Wer von überspannten Empfindungen, von einer zu Trugschlüssen verwöhnten Vernunft sich leiten lassen wollte, der wäre zu Pfützen verleitet.

In der Religion, sind Reden und Schriften selbstsüchtiger, trügerischer Menschen; in der Geschichte, Chroniken ohne Verstand zusammengeschrieben, Beyspiele von Pfützen.

164.

Kalbfleisch; Halbfleisch.

Es sey ein Ding aus welchem Natur reiche es wolle, es muß seine Zeitigung, sein bestimmtes Alter haben; sonst ist es zu seinem Zwecke nicht tauglich.

Jünglinge sind leicht gesinnt, flüchtig, zu ernsthaften, weitreichenden Geschäften wenig brauchbar. Kalbfleisch; Halbfleisch!

Wer sich zur Gattinn ein Kind nimmt, der wisse: Er habe — ein Kind genommen. Will ers nicht glauben; erfahr' ers. Kalbfleisch; Halbfleisch!

Unerfahrne junge Leute in allen Aemtern und Würden sind — Kalbfleisch.

165.

Bekümmre dich nicht um ungelegte Eyer.

Bekümmre dich nicht um Dinge, die in der entfernten Möglichkeit nur erst da sind, von denen es noch sehr ungewiß ist, ob sie zur Wirk-

lichkeit kommen werden, um Dinge also, die dich nichts angehn und vielleicht nie etwas angehen werden! — Warum wolltest du das auch? Du hast ja mit dem Gegenwärtigen schon hinreichend zu thun.

Tisch und Bewirthung.

166.

Hunger ist der beste Koch. Oder: die beste Würze.

167.

Hunger macht rohe Bohnen zu Mandeln; Brod zu Pfefferkuchen.

Wenn man hungrig ist, so bedarfs keiner künstlichen Gerichte. Dann sind die einfachsten Speisen wohl zubereitet. Laßt aller Herren Köche einem Satten auftischen, oder einem, der durch Krankheit die Lust am Essen verloren hat; sie werden ihre Erfindungskraft vergebens aufbieten, ihre Mühe umsonst an ihm verschwenden.

Kein feinerer Wollüstling, als der unverdorbne Sohn der Natur, der durch Bewegung sich auf den Genuß seiner wohlfeilen Mahlzeit bereitet. „Arbeit würzt ihm die Kost„ sagt der Dichter.

168.

Lange hungern ist kein Brod sparen.

Der Magen ist ein arger Gläubiger, der Zinsen für den Verzug nimmt. Man muß ihm sein Recht thun. — Zu langer Hunger inzwischen ist von entgegengesetzter Wirkung, benimmt die Eßlust. Man nennt das: Sich überhungern.

169.

Wenn die Maus satt ist, schmeckt das Mehl bitter.

Nach weisen Naturgesetzen folgt Ekel auf Sattheit; daß das Vieh und der nicht räsonnirende Mensch wisse: Es sey Zeit aufzuhören. Kinder die satt sind, spielen mit der Speise, werfen sie auf die Erde und dgl. Vernunftlose Thiere nicht anders. Diese verspreiten, verschütten das überflüssige Futter, treten es in den Mist. Salomo sagt: „Eine volle Seele tritt mit Füssen auf Honigseim.„

170.

Wohlschmack bringt Bettelsack.

171.

Schmecke gut, währe lange!

Wenn einer auf theure Leckereyen, ausländische, köstliche Weine z. B. hält; so hat man

wol Ursach ihm zu wünschen, daß er es lange aushalten möge. Die mehresten gehen dabey mit ihrer Einnahme nicht wohl zu Rathe, und da kann es dann nicht fehlen, daß die Ausgabe nicht das Uebergewicht erhalten sollte. Da werden denn wenige Augenblicke des Wohlgeschmacks mit Jahrelangem Mangel gebüßt. Gegen diesen Misbrauch warnt auch das folgende Sprichwort:

172.

Es ist ein kleiner Ort, wo, (eine kleine Stelle, auf welcher) es gut schmeckt.

173.

Wer nicht kömmt zur rechten Zeit, der versäumt die Mahlzeit,

Geht der Mahlzeit verlustig oder quitt, wie man auch sonst sagt. Es ist das eine Art von scherzhafter Sentenz, die man einem entgegengesezt, der vergebens auf sich warten ließ, und nun nach geendigtem Mahle sich einfindet.

174.

Ungebetene Gäste stellt man hinter den Feuerherd; setzt man hinter die Thür.

Eine spöttische Ablehnung, zu einem Gastgebote nicht zu kommen, zu welchem man nicht

von den Hauptpersonen; sondern von einem dritten, nur beyläufig, eingeladen wurde. Uebrigens ist der Satz weder als Erfahrung, noch als Regel richtig. Nicht jeder Gast, der sich ungebeten einfindet, verdienet, daß man ihm schlechter, als dem Geladenen begegne. Der Menschenfreund hütet sich auch, so viel an ihm ist, diesen Unterschied statt finden zu lassen.

175.

Der Brey wird so heiß nicht gegessen, als er vom Feuer kömmt,

als er aufgegeben wird, sagt man auch sonst wol.

Befehle sind leichter gegeben, als ausgerichtet. Wenn einer bekümmert ist, ein strenges Gebot nicht geschwind und in dem Maasse, wie es befohlen wurde, ausrichten zu können; so sagt man ihm wol: Er solle sich's nicht zu sehr zu Herzen nehmen; der Brey werde so heiß nicht gegessen, als er vom Feuer komme. Ein saumseliger Diener eines Herrn, der genaue Thätigkeit in Befolgung seiner Aufträge fodert, würde jedoch dies Sprichwort vergebens für sich anführen.

176.

Auf einen guten Bissen gehört ein guter Trunk.

Der Gesundheit sowol, als des Wohlstandes wegen. Wer einmal ein Gelag giebt, der muß dahin sehen, daß alles dabey übereinstimme. Zu guten Speisen giebt man auch gern guten Wein. Schlechter Wein würde den Gast beleidigen, und, ausser der Laune, ihm auch den Magen verderben.

177.

Kurze Haare sind bald gebürstet.

Wenn einer eine Mahlzeit, zu der man ihn einladet, ausschlägt, unter dem Vorwande, daß es ihm an Zeit dazu fehle; so antwortet man ihm scherzhaft: Kurze Haare sind bald gebürstet, welches denn so viel sagt, als: Kleine Mahlzeiten sind bald gehalten.

178.

Kurz Gebet, lange Bratwurst.

Alles zu seiner Zeit und an seinem Orte. Wenn man einem zu essen geben will; so gebe man ihm hinreichend und halte ihn nicht mit vielen und langen Gebeten auf. Beten, wenn es mit Gedanken geschieht, ist ein seliges Geschäft,

und es kann oft nöthiger seyn, länger als gewöhnlich zu beten. Kurz vor der Mahlzeit aber, vor gefüllten Schüsseln, ist der Ort und die schickliche Zeit nicht, die zerstreute Seele zu sammeln, und in längeren Betrachtungen zur Gottheit zu erheben.

179.

Ein freundlich Gesicht,
Das beste Gericht.

Bey den Minnesingern: Die Spise ziert der Wille guot.

Bey einem ungefälligen, launischen Betragen geb' ich nichts auf alles was Küch' und Keller vermögen. Der Unfreundliche kann mir seinen Humor durch keine Leckereyen, nicht durch den herrlichsten Tokaier vergüten. Ekel wandelt mir an vor seinen Gerichten, sein Wein schmeckt mir bitter. Ich werde den Mann und sein Gastmahl vermeiden, wenn es höhere Verbindlichkeit nicht hindert.

Wie viel anders nimmt mich der gesellige Menschenfreund auf! Ich finde keine besetzte Tafel vielleicht, keine Schüsseln im hohen Geschmacke zugerichtet, keinen Wein von Tarzals oder Iberiens Bergen; aber ich finde, was dem Genügsamen hinreicht, und, zu dem wenigen

Nothwendigen, das unerkünstelte Lächeln des Wirthes, den herzlichen freundlichen Geber, eine Wirthin vielleicht, die mit williger Geschäftigkeit, ihr Bestes, so wenig es seyn mag, aufträgt. Wie hab' ich mich da oft an einem einfachen Gerichte, an einem Trunke reinen Bieres oder Wassers mehr als anderswo an allem was die erfahrenste Kochkunst zusammen mischen, was der vorräthigste Keller hergeben konnte, geletzet.

Der gastfreye, deutsche Biedermann hat also nicht unrecht, seinen Gästen was er gewiß geben kann, anzubieten: — Ein Gericht Gerngesehn und eine Schüssel voll Gutenwillens. Er giebt viel, wenn er das giebt.

Viehzucht.

180.

Des Herrn Auge macht das Pferd fett.

Des Herrn Auge, die eigne Aufmerksamkeit, das sorgfältige Nachsehen, trägt zu besserer Wartung und Pflege, mithin auch zum Gedeyen des Pferdes insonderheit, und überhaupt alles Viehes, bey. Bey andern Geschäften wird dies Sprichwort, anders ausgedrückt, wieder vorkommen.

181.

Die Kuh milcht durch den Hals.

Sie milcht, wie man sie füttert. Wer gut füttert, der Menge und Beschaffenheit nach, der kann auch auf Rahm und volle Eymer rechnen.

182.

Ein Schaf hat einen güldnen Fuß.

Ist ausserordentlich nutzbar, kann, bis auf Haut und Knochen, genützt werden. Milch, welch ein angenehmer; Wolle, welch ein reicher Ertrag!

183.

Viel Schweine machen einen dünnen Trank.

Er muß nehmlich verdünnt, wie man auch sagt; verlängert werden, wenn er hinreichen soll. Die Anwendung dieses Sprichworts auf Menschen ist pöbelhaft und wider die Achtung, die man seiner eignen Gattung schuldig ist. So gebraucht man es z. E. wenn eine wirklich grosse Erbschaftsmasse, durch die Menge der Miterben, doch nur in einzelne kleine Theile zerstückt wird.

184.

Reinlichkeit ist das halbe Futter.

Bey Pferden und Schafen ist sonderlich Reinlichkeit nöthig. Aller Ueberfluß des Futters thut zu ihrem Gedeyen so viel nicht, als Reinlichkeit und regelmäßige Wartung. Es bekömmt den Pferden wohl, wenn man sie gehörig putzt und striegelt. Schafe sterben schon daran, wenn sie, der Witterung wegen, die unreine Stallluft zu lange einathmen müssen.

185.

Kühe machen Mühe.

Es gehört Wartung dazu, wenn sie Nutzen bringen sollen.

186.

Wenig Kühe, wenig Mühe.

Weniger Wartung; aber auch geringerer Vortheil.

187.

Der wird leicht reich, dem die Weiber übel wollen, die Immen und Schafe wohl.

oder:

Wem die Weiber gut abgehen,
Die Schafe wohl stehen,
Die Bienen glücklich schwärmen,
Der darf um nichts sich härmen.

Die Weiber wollen einem übel, wenn sie zeitig absterben, so wie einem Bienen und Schafe wohl wollen, wenn sie am Leben bleiben. Im ersten Fall kann man durch Erbschaft, im zweyten durch Honig und Wolle gewinnen. Um die erste Art des Gewinnstes dürfte es indessen einem empfindsamen Gemüthe wol wenig zu thun seyn.

188.

Arme Leute behalten ihre Hühner,
Reiche Leute ihre Töchter nicht lange.

Dem Armen, der seine wenigen Hühner gut füttert, werden sie eben darum am ersten gestohlen. Nach Mädchen, die sich eine gute Aussteuer zu versprechen haben, giebt es viel Freyer.

189.

Schäfer und Schinder
Sind Geschwisterkinder.

Wenn der Schäferknecht wirklich abdeckt; so ist er freylich dem Schinder darin ähnlich, daß er schindet. Unsre bürgerliche Verfassung unter-

scheidet ihn doch aber, dem Range nach, von diesem. Er wird nicht für unehrlich gehalten; die Gesetze schliessen ihn von der Erlernung keines Handwerks aus. Das Herkommen will es an manchen Orten anders. Die Menschenliebe mögte wol auch dem wirklichen Abdecker, die ihm anklebende Infamie gesetzlich abgenommen wünschen. Dafür, daß er sich zu einem ekelhaften Geschäfte hergiebt, soll er dazu noch der Verachtung seiner Mitmenschen Preis gegeben werden? — Wie unbillig!

190.

Ein räudig Schaf steckt die ganze Heerde an.

Lasterhaftigkeit ist sittliche Räude. Von einem verderbten Menschen unter mehreren guten sagt man: Er sey das räudige Schaf. Und in der That hat man von ihm mehr, als von einem Schafe, für die übrige Heerde zu fürchten.

191.

Auf Sankt Gall (den 16 Okt.)
Fällt die Kuh in den Stall.

Besser:

Auf Sankt Gall
Bleibt die Kuh im Stall.

Um die Mitte des Weinmonaths hört man auf die Kühe auf die Weide zu treiben. Das wird durch die theils nasse und kalte Witterung, theils des nun schon kraftlosen, durch Reif und Nachtfröste verdorbenen, Grases wegen nothwendig.

192.

Auf Sankt Gürgen (Georgi den 23. April)
Soll man die Kühe von den Wiesen wieder schürgen.

Bis Georgi, an andern Orten Walpurgis, (den 1sten Mai) läßt man die Kühe auf den Wiesen. Dann aber werden die Wiesen gehegt, daß Heu und Grummet darauf wachse.

Schürgen, oder schergen, davon Scherg, (ein Gerichtsdiener oder Vogt,) heißt so viel, als treiben, davon auch die zusammengesetzten Zeitwörter: herbeyschergen, hinwegschergen.

193.

Geduldiger Schafe gehn viele in einen Stall.

Der ungeduldigen noch mehrere, setzen einige hinzu.

Wenn man zweifelt, ob eine zahlreiche Gesellschaft in einem Zimmer, oder sonst in einem andern Raume Platz haben werde, dann antwortet oft einer, der es für möglich annimmt, mit dem angezogenen Sprichworte.

194.

Einen Ochsen ergreift man bey den Hörnern und den Mann bey den Worten.

Worte sind Handhaben, bey welchen man einen Menschen festhält. Darum wahrschaue jeder seines Mundes und habe wohl acht auf das was er redet. Denn bey seiner Zunge wird einer erkannt, aus welchem Lande und was er für ein Mensch sey.

Fuhrwesen.

195.

Wer mit Ochsen fährt, kömmt auch zum Markte.

Wenn gleich später; er kömmt doch. — So tröstet sich der Landmann, der nicht begütert genug ist, mit Pferden fahren zu können. Etwas allgemeiner sagt man:

196.

Mit guter Musse kömmt man auch fern.

Wer schnell anfängt, wird bald lässig, überläuft sich und verschwendet seine Kräfte, bevor er am Ziel ist. Wer gemach anfängt, geht immer mit jenem in die Wette und hat den Vortheil, daß er sich bey Muth und Kräften erhält. Wer einen weiten Weg reisen will, der sey gewarnt säuberlich zu fahren, daß er sein Gespann nicht gleich anfangs ermüde. Der gescheute Fuhrmann hält sich an dieser Regel. Zu der ersten Meile nimmt er sich Musse, mit den folgenden ists halbe Arbeit. Sind die Pferde erst zum Fahren gewöhnt, oder, wie man auch sonst sagt, eingefahren; so gehen sie unangetrieben und man darf nicht leicht fürchten, daß sie sich erhitzen, oder vor der Zeit erschöpfen werden.

197.

Wer wohl schmieret, der fährt wohl.

Wer wohl schmiert, der wohl fährt. Und umgekehrt: Wer nicht wohl schmiert, der fährt auch nicht wohl. Gut schmieren erhält den Wagen und macht den Pferden die Last leichter. Eine bekannte, gegründete Fuhrmannsregel! —

Der gemeine deutsche Mann hat sich die heilige Justiz, als einen Wagen und die Herren Richter, als Räder dieses Wagens gedacht, die man mit Geschenken schmieren müste, wenn man anders wohl fahren d. i. seinen streitigen Handel vor Gericht gewinnen wollte. — Diener der Gerechtigkeit! so lautet von euch die gemeine Sage. Was mich betrifft; so unterhalte ich von euch eine viel zu hohe Meynung, als daß ich euch der Niederträchtigkeit fähig glauben sollte, um irgend eines Gewinns willen, anders sprechen zu können, als ihr sonst wol, von eurem bessern Wissen und Gewissen geleitet, gesprochen haben würdet.

198.

Eine gute Krümm
Ist bisweilen nichts üm.

oder:

Guter Weg üm
Hat keine Krümm.

Um ist hier, des lieben Reims wegen, in üm verkehrt worden. Sprachrichtiger könnte man sagen:

Guter Weg um
Führt nicht krumm.

Die Länge des Weges ermüdet das Gespann weniger, als die schlechte Beschaffenheit desselben. Das weiß der gescheute Fuhrmann. Ein fester Umweg ist ihm lieber, als ein Weg durch Sand und Sumpf, wenn er auch noch so geradezu führen sollte. Was er an Kürze verliert, das gewinnt er an der Güte und oft auch an der Zeit wieder. Auch der Fußgänger hält sich an diese Regel und der Reisende, der sich fahren läßt, wird oft schon, der bloßen Annehmlichkeit wegen, einen längern Weg dem kürzeren vorziehen, der durch rauhe Gegenden führt und dem Auge wenig gefällige Gegenstände darbietet.

Zu einem sittlich guten Ziele zu gelangen, bedarf es oft ebenfalls eines Umwegs. Der geradeste Weg ist bey Weitem nicht immer der nächste und noch weit weniger der beste. Einen Menschen z. E. von einer irrigen, ihm schädlichen Behauptung abzubringen, wäre dem Scheine nach, der nächste Weg, daß man ihm dreist und geradezu widerspräche. Allein daß man damit selten mehr als gar nichts ausrichten würde, davon mag einen jeden die Erfahrung belehren. Ferner, einen Lasterhaften bessert man nicht so wol dadurch, daß man ihn gewaltthätig ausser Stand setzt seine lasterhaften Neigungen befriedigen zu können; sondern dadurch vielmehr, daß man, umständ=

licher freylich, aber gewiß sichrer, ihn zur entgegengesetzten Tugend, zur Befriedigung anständigerer Neigungen und Triebe gewöhnet. Belehrung und Besserung erfodern Umwege, selbst bey gelehrigen und guten Menschen.

So auch in andern Geschäften und Händeln. Auf dem geradesten Wege würde man oft am meisten fehlgehen, sich und Andern zum Schaden. Da rathen denn Tugend und Klugheit zum minder geraden, aber nützlicherem Umwege.

199.

Je näher der Herberge, je länger der Weg.

Auf einer nicht ganz kurzen Reise, dünkt einem gemeinhin die letzte Meile die längste. Theils fehlt ihr der Reiz der Neuheit, theils ist man der Beschwerlichkeiten des Tages überdrüßig; Vieh und Menschen ermüden; das Fuhrwerk geht langsamer; Mißmuth und Langeweile werden des Weges Maaßstab. Der Verdruß wächst, wenn man den Ort lange vorhersieht, zu dem man hindenkt, und in dem gleichen Verhältnisse träumt sich die Einbildungskraft den Zwischenraum länger. Man könnte sagen, daß die Poststationen und Meilen sich wie die Empfindungen der

Reisenden verhielten, die jene zurückzulegen haben.

200.

Alte Fuhrleute hören gern klatschen.

Von Geschäften und Handlungen, die einer seine Lebenszeit hindurch verübt und gethan hat, hört er im Alter noch gern reden. Die bloße Erinnerung an Leidenschaften, denen er sonst nachhing und noch nachhängen würde, wenn er nicht das Vermögen dazu verloren hätte, erfüllt ihn mit einer Art von Wollust, die den süssesten Nachgeschmack des vormaligen Genusses ausmacht.

Alten Kriegern ists Wonne, von ihren jugendlichen Feldzügen reden, ihre Schlachten durchfechten zu können. Sie sehen sich da wieder in ihrem Elemente. Man ist ihr Freund, wenn man ihnen nur zuhört, ihr Vertrautester, wenn man sich einläßt und Theil nimmt. Wenn irgend in einem Winkel der Welt Krieg ist; so sind sie, in ihrer Einbildung wenigstens, mit darin verwickelt. Sie schlagen und werden geschlagen. Ihr erstes Buch ist die Zeitung.

Alte Wollüstlinge sind gemeiniglich Zotenreisser selbst, oder Freunde von Zotenreissern,

Alten Prassern läuft Wasser in den Mund, wenn sie von einem schmackhaften Gerichte nur erzählen hören. Beym Anblick der Flasche, beym Klingen der Gläser geht alten Zechern das Herz auf.

Jagd.

201.

Je schlechter Jäger, je schlimmer Hund.

Mangel an Zucht macht den Hund böse. Ob der Jäger den Hund zu ziehen nicht versteht, oder aus Faulheit unterläßt; das ist, in Absicht auf die Folgen, Eins wie das Andre.

202.

Wenn der Hund zum Jagen nicht Lust hat; so reitet er auf dem Hintern.

Er macht diese Pantomime, seine Abneigung zu bezeichnen. — Wenn man Jemand um seinen Dienst und um seine Hülfe bittet, und er macht sich schwer dazu; so bedient man sich wider ihn dieses Sprichworts, auf eine freylich nicht feine, Weise.

203.

Es ist alle Tage Jagtag, aber nicht alle Tage Fahtag.

Man kann alle Tage aus auf die Jagd ziehen; man wird aber oft leer zurückkehren. Es ist kein Tag, an dem man nicht etwas unternehmen könnte; der Erfolg aber bleibt ungleich.

204.

Wer Vögel fangen will, muß nicht mit Prügeln drein werfen.

Er würde keinen bekommen und alle verscheuchen. Der Vogelfang will mit vieler Geduld und Behutsamkeit, nach der Natur einer jeden besonderen Gattung betrieben seyn, wenn es damit glücken soll. — So kommen im menschlichen Leben tausend Begebenheiten vor, die die behutsamste Behandlung erfodern, wenn sie uns nicht mißlingen sollen. Man würde oft alles verderben, wenn man gerade darauf los ginge. Es giebt Umwege, die die Klugheit anräth, Stunden und Augenblicke, die sie als die gelegensten bezeichnet, Mittel, die sich der Bemerkung desjenigen, wider den sie gebraucht werden, entziehen.

205.

Ein Jäher giebt keinen guten Jäger.

Uebereilung taugt überhaupt zu keinem Geschäfte und gewiß auch zur Jagd nicht, die einen hohen Grad von geduldiger, enthaltsamer Achtsamkeit fodert. Man giebt Kaiser Ferdinanden zum Urheber dieses Sprichworts an und erzählt dazu die Veranlassung. Der Kaiser hatte nemlich in der ersten Hitze des Zorns befohlen, daß einem Wilddiebe die Augen ausgestochen werden sollten. Nachher, wie sein Zorn sich gelegt und er sich eines Besseren besonnen hatte, sagte er: „Ein Jäher giebt keinen guten Jäger. Ich habe der Sachen weiter nachgedacht und finde nicht, daß ich um meines Lusts willen einem nehmen sollte, was ich ihm nicht wiedergeben könnte, so er frömmer würde. Lasset ihm die Augen, ihr werdet es sonst wol wissen mit ihm zu machen, daß er sich forthin nicht mehr an meiner Wildbahn straffällig mache.„ Schönes Zurücknehmen eines übereilten richterlichen Ausspruches, um so viel schöner, weil es, wider die Gewohnheit der Monarchen, ein sehr mächtiger Kaiser von sich erhielt.

206.

Wer zwey Hasen zugleich hetzen will, der fängt gar keinen.

Wer mehrere Hauptzwecke zu gleicher Zeit verfolgen wollte, der würde sich zerstreuen und alle verfehlen, oder nicht Einen wenigstens völlig erreichen. Es ist dies dem Menschenbeobachter so wahr, als jenes dem Jagdverständigen nur immer seyn kann.

207.

Viele Hunde sind des Hasen Tod.

Unter der Menge ihrer Verfolger erliegen zuletzt die Helden unter den Thieren, der Bär, der Wolf, der Eber und wie sie sonst heissen mögen. Geschweige denn der Hase, der seinen Muth und seine Stärke in den Beinen hat. Die Anwendung auf Menschen ist gewöhnlich und leicht zu verstehen. Viele über Einen; das macht die Klugheit selbst rathlos, das lähmt dem Starken die Sehnen, das hält den Schnellsten zuletzt in der überlegtesten Flucht auf. Eine Zeitlang kanns leicht Einer mit Vielen aushalten, wenn ihn die Umstände begünstigen. Aber auf die Dauer ist der Sieg der grösseren Anzahl. Dawider ist, ohne Wunder, kein Mittel.

208.

Mit gezwungenen Hunden ist übel jagen.

oder:

Man fähet nicht viel, wenn man den Hund zum jagen nöthigt.

209.

Mit willigen Hunden fähet man bald.

Ein Williger ist besser, als viele Gezwungne. Das kann man in allen Geschäften gewahr werden. Wer mit Lust dient, dient, unter übrigens gleichen Umständen, allezeit getreuer und besser, als der, den man mit Gewalt erst, zu allem was er thun soll, nöthigen muß. —

Mit gezwungnen Hunden ist übel jagen. — Das mögt' ich jedem Gutsbesitzer an die Pfosten seiner Burg schreiben, damit er, seines eignen Vortheils wegen, in sich gehen und nicht überall Unterthanen in Sklaven verwandeln mögte. Willige würden ihm besser dienen, nicht verdrossen in ihm den Beherrscher; sondern mit Lust den Freund und Vater verehren.

Mit gezwungnen Hunden ist übel jagen. Lehrer, Erzieher, merkt euch das Sprichwort! Erwartet nicht mehr vom Stock und der Ruthe als sie zu leisten im Stande sind; nicht Liebe zur Wissenschaft, nicht Ausbildung des Kopfs und

des Herzens von rohen Zwangsmitteln. Strafe dem Verbrecher! Ermunterung dem Trägen! Erkenntniß und Tugend haben ihre unaussprechlich liebenswürdigen Seiten, die man nur vorkehren darf, um sie einem jeden zu empfehlen, der nicht alles feineren Gefühls schon beraubt ist.

Ferner: Wer geholfen seyn will, dem ist schon geholfen. Man macht ihn mit einer Zwiebel gesund. Will einer reich seyn; er stelle sich darnach an: so wird ers. Man mag dem Willigen leicht winken, man zöge ihn an einem Härchen dahin.

210.

Man muß Füchse mit Füchsen, Schälke mit Schälken fahen.

211.

Wer einen Schalk fahen will, muß einen Schalk an die Thür stellen.

212.

List über List!

Der Fuchs ist vor allen Thieren im Ruf der Verschlagenheit. Einen listigen Menschen nennen wir geradehin einen Fuchs. Den Herodes nannte Christus selbst so.

Wenn man nun mit listigen Menschen zu thun hat, und nicht von ihnen betrogen seyn will; so muß man seine eigne und andrer Leute Klugheit wider sie aufbieten. Sonst kämpft man mit ungleicher Rüstung. Klugheit, sag' ich; nicht Schalkheit, nicht List. Nur jene kann bey redlichen Gesinnungen bestehen. Ich würde daher richtiger sagen: Klugheit über List! Wer einen Schalk fahen will, muß einen Klugen an die Thür stellen u. s. w. Seyd klug, wie die Schlangen, und doch ohne Falsch wie die Tauben! Es kann Beides mit einander bestehen.

213.

Man kann wol zwey Fliegen mit Einer Klatsche schlagen;

214.

Zwey Füchse in Einem Loche,

215.

Zwey Hasen in Einem Sprunge fahen;

216.

Zwey Gevattern zu Einem Kinde gewinnen.

Die Klugheit verstattet, lehrt, räth oft an: Zwey Zwecke mit Einer Handlung zu bewirken. Es ist weise Sparsamkeit, mit Wenigem Vieles auszurichten; mehrere Leute durch Eine Wohlthat zu verbinden; mit Einem Gastmahle mehrere zu erwiedern.

Fischerey.

217.

Fische fangen und Vogel stellen
Verdirbt manchen guten Gesellen.

Es ist hier nicht von Leuten die Rede, die von diesen Beschäftigungen leben müssen, denen es Brodgewerbe sind; sondern von solchen, die darin eine angenehme Zerstreuung finden, sich die übrige Zeit damit vertreiben, auf eine geschäftige Weise müssig gehen wollen. Diese haben sich nur zu hüten, daß die gesuchte Zerstreuung ihnen nicht zu angenehm werde, nicht ihren eigentlichen Berufsgeschäften die Zeit raube. Junge Leute sonderlich, die von diesen und ähnlichen Vergnügungen leicht hingerissen werden, müssen ihnen nicht zu oft und zu anhaltend nachhängen. Sie würden sich sonst zum Müssiggehen gewöhnen, ihre edleren Zwecke aus den Augen verlie-

ren, und mit ihrer Brauchbarkeit zugleich ihr Fortkommen hindern. In dieser Rücksicht sagt man auch: Fischefangen und Vogelstellen, verdirbt manchen jungen Gesellen. Sehr natürlich eben darum auch manchen alten. Ich erinnere mich noch jenes Mannes, der mir immer auf meinen Spaziergängen mit der Angelruthe begegnete. Dieser Mann war ein Bäcker seines Handwerks. Er hätte mit den Seinigen leben und beylegen können, wenn er sich an seinem Berufsgewerbe gehalten hätte. Aber nein! er suchte das Brod, wo es Gott für ihn nicht hingelegt hatte, im Wasser nehmlich. Selten, daß er in Einem Tage einen Fang that, der für ihn selbst zu einer Mahlzeit hingereicht hätte. Er verarmte gänzlich, die Seinigen waren noch bey seinem Leben zum Bettelstab zu greifen genöthigt; er hinterließ nicht, wovon man ihn hätte begraben können.

218.

Wenn das Land reich ist, ist das Wasser arm.

Das ist: Wenn das Getreyde geräth, fängt man nicht viel Fische. Ersteres geschieht mehrentheils in warmen und trocknen Jahren, und in denen ist der Fischfang nicht ergiebig. Die

umgekehrte Bemerkung, nach welcher es, bey einer grossen Theurung, einen Ueberfluß von Fischen gab, so daß in meiner Gegend eine ganze Haushaltung für einen halben Groschen damit gespeiset werden konnte, habe ich in den Jahren 1770 und 1771 durch die Erfahrung bestätigt gefunden. Es sind diese Jahre aber auch durch ihre Ueberschwemmungen berüchtigt.

219.

In trüben Wassern ist gut Fischen.

Die Fische können sich da vor der Gefahr nicht hüten. Sie werden ungewarnt und ohne daß sie es vorher sehen konnten, überfallen.

Böse Menschen erregen Unruhen, um Vortheile daraus für sich ziehen zu können; oder unterhalten sie wenigstens zu dieser Absicht. Dem Staatsklugen ist jede öffentliche Unruhe, von ihm erregt oder nicht, zum Fischen Gelegenheit. Er würde sichs zur Schande rechnen, sie ungenützt vorbeygelassen zu haben.

Feld = Garten = und Weinbau.

220.

Des Herrn Fuß düngt den Acker wohl.

Andre sagen: des Herrn Auge u. s. w. Noch Andre:

221.

Des Herrn Auge ist der beste Mist auf dem Acker. Es dünget kein Mist so wohl, als der Koth, den der Herr mit seinen Füssen auf den Acker trägt.

222.

Graf Ego bauet wohl und hat schöne Pferde.

Alles in der Bedeutung wie oben: Des Herrn Auge machet das Pferd fett. Unglaublich viel ist an der eignen Aufsicht gelegen. Keine bessere Sorge denn dessen, den sie selbst belangt.

Ein Libyscher Herr, gefragt: „Welcher Mist im Acker der beste sey?„ antwortete: „Der an des Herrn Fusse.„

Kajus Furius Kresinus, ein römischer Freygelassener, der sein kleines Feld höher zu nützen wuste, als seine Nachbaren ihre weit grösseren Ländereyen, zog sich dieserhalb, nach der Erzählung des älteren Plinius, Neid und Haß und die Beschuldigung zu, als habe er diese Vortheile

durch Zaubermittel von Andern auf sich gebracht. Vor Gericht gefodert, fürchtete er, wenn die Sache zur Umfrage kommen sollte, durch die Mehrheit der Stimmen verurtheilt zu werden. Er brachte deshalb seine ganze Ackergeräthschaft, seine gutgearbeiteten eisernen Werkzeuge, seinen schweren Pflug mit auf den Gerichtsplatz und dazu seine feisten Ochsen und seine kraftvolle, wohlgenährte und wohlgekleidete Tochter. „Sehet da meine Zaubermittel, ihr Römer!„ war seine Anrede. „Mein tägliches Bemühen mein Sorgen und Wachen, meinen Schweiß vermag ich euch weder zu zeigen noch vorzuführen.„ Der Angeklagte wurde, nach einer so überzeugenden Schutzrede, mit allen Stimmen freygesprochen. —

Es versteht sich von selbst, daß einer des Geschäfts kundig seyn muß, was er selbst treiben will. Sonst dürfte seine persönliche Gegenwart das Werk mehr hindern als fördern. Seine Leute müssen ihn für den Meister in seiner Kunst wenigstens halten; wenn er es auch nicht wirklich seyn sollte.

223.

Wer mit dem kurzen Wagen nicht kömmt, darf mit dem langen nicht kommen.

Vom Miſtwagen hängt der Aerndtewagen ab. Wer den Dünger ſpart, der verlierts an der Aerndte. Dünger iſt des Ackers Speiſe.

224.

Man ſoll den Acker nicht zu wohl düngen.

Uebermaß iſt zu keinem Dinge gut. Ueberflüſſiger Dünger macht eine ſchnell aufſchieſſende, geile Saat, von der man Stroh und nicht Körner zu erwarten hat. —

Mancher will ein Ding zu gut machen und verkünſtelt es. Es hat alles ſeinen beſtimmten Grad von Güte, über den es nicht hinaus kann. Das Gute laſſe man gut bleiben. Will man es übergüten; ſo wirds unnatürlich, fällt in den Argwohn, es ſey gemahlt, angeſtrichen, getüncht, u. dgl. oder verdirbt gar.

225.

Wegen dicker Saat darf Niemand ſeine Scheuern gröſſer bauen.

Dicke Saat hindert ſich an der Vollkommenheit ſelbſt. Der fetteſte Boden iſt nicht fett genug, die zu dicht an einander geſtreuten Körner zu tragbaren Halmen empor zu bringen. Oder die Aehren gelangen nicht zur erfoderlichen

Grösse, enthalten nur leichte und wenige Körner; oder die schwachgehalmte Saat lagert sich von einem jeden Winde und Regen, wird am Fortwuchse und an der Reife gehindert. Der erfahrnere Landwirth spart an der Aussaat, und gewinnt an der Aerndte. Der Vortheil ist beträchtlich.

226.

Eine Fahre, Eine Ahre. (Aehre.)

Ahre ist Niedersächsisch. Fahre sagt hier so viel, als Furche.

Das vorzüglichste Aehrengetreyde erfodert in den mehresten Feldern ein dreymaliges Umpflügen, wenn es der Erwartung des Landmanns entsprechen soll. Einige Hülsenfrüchte haben an Einer Fahre genug.

227.

Sommerrocken und Ziegenmist
Lassen den Wirt, wie er ist.

Ziegenmist ist ein schlechter Dünger. Sommerrocken ist selten zuträglich.

228.

Es mag, wie es will, gerathen;
Das Frühe geht vor dem Spaten.

Oder:

Frühe Saat trügt selten; späte trügt öfter.

229.

Frühe Saat selten gerath;
Späte Saat kömt mit Rath.

Wie sind diese sich widersprechenden Sprichwörter mit einander zu vereinigen? — Man wende sie auf verschiedene Gegenden an. Für die meisten Felder ist das erste passend. Es giebt deren aber auch, auf welchen nur das spätere Besäen statt findet. Man mache wiederholte Versuche und folgere dann erst die Regel.

230.

Hat die Gerste einen guten Aufgang;
So wird sie selten lang.

Vermuthlich, weil sie sich gleich anfangs übertreibt.

231.

Die weisse Gans brütet gut.

Das heißt: Unter dem Schnee liegt die Saat warm. Sie gedeyet unter ihm, wenn er nehmlich zur rechten Zeit fällt.

232.

Wetterschaden macht keine Theurung.

Unter Wetterschaden wird hier nicht jeder Schaden verstanden, den die Witterung überhaupt anrichtet. Das Sprichwort würde sich sonst durchaus von der Wahrheit entfernen. Eine jede Theurung, wenige Fälle ausgenommen, dürfte zuletzt in der Witterung ihren Grund haben. Wetter wird hier für Ungewitter genommen und begreift Sturm, Wolkenbruch, Platzregen, Schlossen und zündende Blitze unter sich. Von diesen Erscheinungen allein wird behauptet, daß sie keine Theurung veranlassen. Der Grund ist; weil ihre Schädlichkeit sich nicht weit verbreitet, weil sie nur auf gewisse Gegenden treffen.

233.

Wiesen und Zehend sind gut zu nähren.

Wiesen können zwar auch gedünget und auf manche andre Weise verbessert werden; die Unterhaltungskosten und Arbeiten wollen doch aber wenig gegen den Gewinn bedeuten, den man von diesen Grundstücken gemeinhin sich zu versprechen hat.

Wer das Recht hat, den Zehend zu erheben, hat dabey selten mehr zu thun, als daß er

ihn einnimmt. Oft muß er ihm gar kostenfrey ins Haus geliefert werden.

234.

Jedes Ding will seine Zeit haben.

235.

Zeit bringt Rosen.

oder:

Mit der Zeit bricht man Rosen.

Zeit bringt Rosen; nicht der Stock. Die Zeit bringt alles Getreyde; nicht der Acker: sagten die Alten. Zur Bestätigung obiger Sprichwörter hatten sie folgende Reime:

„Säe Korn Egidii;
(Um die Mitte Septembers.)
Haber, Gerste Benedikti.
(Anfang Aprils.)
Säe Flachs Urbani;
(Anfangs Brachmonaths.)
Wicken, Rüben, Kiliani.
(Nach der Mitte des Heumonaths.)
Säe Hanf Urbani;
Viti (zu Ende Brachmonaths.) Kraut,
Erbsen Gregori;
(vor Ende März.)

Linsen, Philippi Jakobi.
(Gegen die Mitte des Mais.)
Grab Rüben Vinkula Petri.
(Gegen die Mitte Augusts)
Schneid Kraut Simonis und Judä.
(Anfangs Novembers.)
Trag Sperber (eine Art Falken, zur Beitze brauchbar,) Sixti.
(Nach der Mitte Aprils.)
Fahe Wachteln Bartholomäi.
(Anfangs Septembers.)
Kleib Stuben Kalixti.
(Vor Ende Oktobers)
Heitz warm Natalis Christi.
(Auf Weihnachten.)
Iß Lammsbraten Blasii;
(In der Mitte des Hornungs.)
Guten Hering Okuli mei.
(In der Fastenzeit.)
Heb an Martini,
(Zu Ende Novembers.)
Trink Wein per Zirkulum anni.„
(Das ganze Jahr hindurch.)

Diese Regeln sind übrigens nach dem alten Kalender berechnet; aber auch so dürften manche nicht aller Orten in der Ausübung statt finden.

236.

Unkraut vergeht nicht; es käme eher ein Platzregen darauf.

Man kann es mit aller möglichen Mühe nicht ganz ausrotten. Immer bleiben Wurzeln oder Keime zurück. Winde führen den gefiederten Samen dahin. Was man thun kann, ist, daß man es vermindre, daß man es wegschaffe, wo es nützlicheren Pflanzen die Nahrung entziehen würde.

Wenn man mit einer Art von Verwunderung gefragt wird: ob man von einer Krankheit genesen sey; so ist die scherzhafte Antwort: „Unkraut vergeht nicht.„

Man sagt auch so, wenn von der Wiederherstellung eines Andern die Rede ist, und da ist es oft sehr lieblos gemeynt. „Der kömmt wol wieder auf! Unkraut vergeht nicht.„

237.

Gart wend deinen Nahmen.

Alter Witz! — Wenn man den verstümmelten Nahmen Gart, der eigentlich Garten heissen sollte, rückwärts lieset; so lautet er: Trag! und das ists, was man von einem Garten fodert.

238.

Gartenwerk, Wartenwerk, oder: Garten muß man warten.

Kein Garten gedeyt ungewartet. Es giebt Gartenfrüchte, die ungepflegt fortkommen; aber es sind ihrer wenig. Und wie kommen sie fort? Sie erreichen den Grad der Güte nicht, den sie, gewartet, erreichen würden. Wer einen Garten hat, der hat gewisse Arbeit. Aber er lasse sichs nicht verdriessen; sein Fleiß wird sich hinreichend belohnen. Es ist doch nützlich, von seiner Hände Arbeit sich nähren, von der Frucht des Baums essen, den man pflanzte, wartete, aufzog, mit seinem Schweiße düngte; es ist doch angenehm, im Schatten einer Laube ruhen, zu deren Schöpfung man beytrug, deren Zweige, deren gesellige Ranken wir mit bemühter Hand einander vermählten. Einen Garten muß man warten. — Freylich! Man hat aber auch voll dafür. Das Vergnügen gehört zur Nutzbarkeit mit.

239.

Braune Eicheln die besten.

Sie färben sich braun, wenn sie reif werden.

240.

Nach braunen Kirschen steigt man hoch.

Reifer Kirschen wegen läßt man sich keine Mühe verdriessen. Ueberhaupt eines Dinges wegen, das uns gut in die Augen fällt, lassen wir es uns schon sauer werden.

241.

Wenn der Kohl gut geräth, verdirbt das Heu.

In nassen Jahren wird guter Kohl gewonnen; es ist aber zu fürchten, daß das Heu vom überflüßigen Regen verderbe.

242.

Sonnjahr, Wonnjahr;
Kothjahr, Nothjahr.

Warme, trockne Jahre machen keine Theurung; aber von nassen ist es zu befürchten. Auf Sandland und hochliegende Felder dürfte die Regel indeß nicht genau passen.

243.

Fabian Sebastian (der 20ste Jänner.)
Läßt den Saft in die Bäume gahn.

Gahn ist Niedersächsisch.

Um diese Jahrszeit scheint die Natur sich allmählich wieder zu beleben. Im Pflanzenreiche wird die Bewegung wieder merklich.

244.

Lichtmessen dunkel,
Macht den Bauer zum Junker.

Nach dem alten Kalender vermuthlich, wie nach der alten Poetik gereimt.

Trüber, bedeckter Himmel an diesem Tage, soll einen zeitigen Frühling und überhaupt ein fruchtbares Jahr bedeuten. Die Behauptung kann aber von diesem Tage allein wol nicht abhängen. Vielleicht will man damit sagen, daß ein feuchter Hornung die Fruchtbarkeit befördere, und das kann Grund haben.

245.

Märzstaub ist dem Golde gleich.

246.

Feuchter, fauler März
Ist der Bauern Schmerz.

Im Hornung, sagt ein grosser Naturkündiger, fängt, des Tages wenigstens, der Schnee

an zu schmelzen und dringt häufig in das Erdreich. Wenn es nun im März völlig aufthauet; so ziehet sich noch mehrere Nässe in die Erde. Die Kälte hat das gefrorne Erdreich aus einander getrieben. Die Nässe wird diese Zwischenräume einnehmen. In diesem Zustande ist die Erde ungeschickt, gepflügt, umgegraben und besäet zu werden. Ist nun der März trocken; so trocknet der Boden und giebt sich wieder zusammen, daß er zwar locker und feucht bleibt, aber nicht zu viel Nässe zurückbehält, die in seinen Zwischenräumen verderben würde. Die Erde kann also nützlich gepflügt und umgegraben, der Samen wohl eingeeget und gesteckt werden und in dem lockeren Erdreiche kann alles gut wurzeln. Da man nun im März und im Anfange Aprils zu allerhand Getreyde die Felder bestellet; so findet man den Acker bey gedachter Witterung, wie man ihn nur immer wünschen mag. —

Bey übrigens gleichen Umständen ist also nach einem trocknen März ein fruchtbareres Jahr, als nach einem überwiegend feuchten zu vermuthen.

Ein Theil der Fasten wird, Ostern falle wie es wolle, allemal auf den März treffen.

Die alte Regel also: Trockene Fasten verkündigen ein fruchtbares Jahr; ist den obigen gleichlautend.

247.

Märzenschnee
Thut den Früchten (oder der Saat) weh.

Unmöglich aller Schnee, der im März fällt. Denn sonst müsten Korn und Früchte in keinem Jahre gerathen. „Nur der liegen bleibt„ sagt man. Und das hat auch mir die Erfahrung bestätigt. Vermuthlich schadet dieser, wie die überflüssige Nässe im März überhaupt. Man sagt auch von ihm: Er habe eine verzehrende Kraft, von welcher die Saat weggefressen werde. Die Alten waren von seiner Schädlichkeit so sehr überzeugt, daß sie davon die Redensart hatten: Er thue den Früchten wehe, und wenn man ihn auch nur im Sacke über das Feld trüge.

248.

Viel Schnee, viel Heu; aber wenig Korn und Fasern.

Viel Schnee, viel Wasser. Letzteres ist dem Wachsthume des Grases zuträglich. Wasser-

reiche Jahre geben reiche Heuärndten. Fasern oder Fasen, die Bestandtheile der Pflanzen, welche hier für Gartengewächse und Fruchtbäume überhaupt stehen, erfodern, so wie das Getreyde, weniger Schnee und Nässe, wenn sie gerathen sollen.

249.

Früher Donner, später Hunger.

Man vermuthet ein fruchtbares Jahr, wenn es im März donnert. Den Grund davon weiß ich nicht, und vielleicht ist auch keiner vorhanden.

250.

März kriegt den Pflug beym Sterz:
Dann kömmt der April, und hält ihn wieder still.

251.

März ist der Lämmer Scherz;
April treibt sie wieder in die Ställ'.

Der März hat, in unsern Gegenden, mehrentheils eine zum Ackern bequeme Witterung, und manche so angenehme und heitre Tage, daß die Lämmer in den Sonnenstrahlen scherzen und spielen. Eben so gewöhnlich folgt ihm dann aber

der April mit seinen Stürmen und Hagelschauern und Schneegestöbern, die den Feldarbeiter von seinem Acker verjagen, und die Lämmerheerde zum warmen Stalle die Zuflucht zu nehmen nöthigen.

252.

Trockner April
Ist nicht der Bauern Will'.

Wenn die Trockenheit, die man für den März verlangte, noch den April hindurch dauern sollte; so wäre davon Gefahr für das Keimen und Fortkommen der Pflanzengewächse zu besorgen. Der Landmann glaubt daher, Nässe für diesen Monath erfodern zu müssen. Er läßt sich so gar Schnee, der sich nehmlich bald auflöst, gefallen, und schreibt ihm eine sonderliche düngende Kraft zu.

253.

Trockner März, nasser April, kühler Mai,
Füllt Scheunen, Keller, bringt viel Heu.

253.

Maimond kühl und Brachmond naß,
Füllen beide Boden und Faß.

Nachtfröste werden im Mai verbeten. Doch verlangt man kühle Witterung; theils damit das Getreyde sich vor der Zeit nicht überwachse, weil es sonst nur an Stroh gewinnen, an Körnern hingegen verlieren würde; theils damit bey allzuzeitiger Hitze der Boden nicht austrockne und ausser Stand gesetzt werde, den jungen Gewächsen die ihnen unentbehrliche Nahrung herzugeben.

Ein durchaus trockner Brachmonath würde, bey der schon heisseren Luft, so manche Gewächse und Getreydearten zur Reife bringen, ehe sie Samen und Körner gesetzt hätten. Man will also Nässe, damit letzteres gehörig geschehen könne.

255.

Auf Sankt Urban (den 25sten Mai) ist das Getreyde weder gerathen, noch verdorben.

Das Getreyde ist um diese Zeit noch zu weit zurück, als daß man schon sagen könnte, ob es eine gute oder schlechte Aerndte verspreche.

256.

Nasse Pfingsten, fette Weihnachten.

Pfingsten fallen oft im Brachmonath, sollen also aus der nehmlichen Ursach naß seyn, aus

welcher es der ganze Monath seyn soll. Sonderlich ist um diese Zeit der Gerste im Schossen Regen nöthig, damit die Aehre nicht im Schoßbalg zurückbleibe.

257.

Wenn wir singen: „Nun bitten wir den
heiligen Geist„;
Dann gilt der Rocken allermeist.

Um Pfingsten fängt der alte Vorrath an abzunehmen, und von der künftigen Aerndte läßt sich noch nichts im voraus bestimmen. Beide Umstände erhöhen den Preis des Getreydes.

258.

Nordwind im Brachmond
Weht Korn ins Land.

Nicht zu kalte und zu heftige Nordwinde dieses Monaths werden für sehr nützlich gehalten; vermuthlich weil sie beytragen die Sonnenhitze zu mässigen, die itzt immer noch unzeitig seyn würde.

259.

Medard (der 8te des Brachmonaths) bringt
keinen Frost mehr her,
Der dem Weinstock gefährlich wär'.

Unter unserm Himmelsstriche wäre es eine ausserordentliche Erscheinung, eine Ausnahme von der Regel, wenn um diese Zeit noch ein Frost einfiele, der den Früchten, sonderlich dem Weinstocke, Schaden zufügte.

260.

Was Julius und August am Wein nicht kochen, das wird der September, wenn er auch noch so warm wäre, nicht braten.

Kürzer und allgemeiner:

Was der August nicht kocht, läßt der September ungebraten.

Julius und August sind regelmässig die wärmsten Monathe des Jahres. Von ihnen hängt es ab, ob die Baumfrüchte und sonderlich der Wein gerathen, oder nicht gerathen sollen. Im September, sonderlich wenn man ihn nach dem alten Kalender berechnet, läßt die Sonnenhitze merklich nach, und die längeren Nächte fangen an kalt zu werden. Dieser Monath ist also selten noch geschickt, die Reifung zu vollenden, wenn sie der August nicht schon ziemlich weit befödert hat. Daher hat der August auch den Namen Kochmonath erhalten.

261.

Mariä Himmelfahrt (den 15. August) klar
Sonnenschein,
Bringt gemeiniglich gern viel guten Wein.

Der Tag allein will es nicht ausmachen. Nach dem vorigen Sprichworte muß es der ganze August thun.

262.

Vinzenzen (der 22. Jänner) Sonnenschein,
Füllt die Fässer mit Wein.

263.

Sankt Paulus (der 25. Jänner) klar,
Bringt gutes Jahr.

oder:

Sankt Pauli Tag schön und Sonnenschein,
Bringt Fruchtbarkeit an Getreyd und Wein.

264.

Ist es Korporis Christi (den 29. Brachmonaths nach dem alten Kalender) klar,
Bringt es uns ein gutes Jahr.

Diese drey Sprichwörter und viele andre von der Art, von welchen die alten Kalender voll sind,

enthalten Aberglauben; nichts weiter. Von der Heiterkeit jener einzelnen Tage kann die Fruchtbarkeit eines ganzen Jahres allein nicht abhängen. Dazu müssen mehrere Umstände zusammentreten. Ein höheres Wesen vielleicht mögte, mit ausgebreiteter Einsicht in unser ganzes Planetensystem, aus der Beschaffenheit Eines Tages, richtig von dem ganzen Jahre urtheilen können; allein dies höhere Wesen sind wir nicht. Vielleicht könnten auch Wetterbeobachtungen, durch lange Zeiträume ununterbrochen fortgeführt, auf zuverlässigere Schlüsse leiten, eine oder die andre Vermuthung zu höherer Gewißheit erheben; allein diese Beobachtungen sind nur erst angefangen.

265.

Was eine Nessel werden will, brennt bald, (fängt zeitig an zu brennen.)

266.

Gute Bäume tragen zeitig.

267.

Was ein guter Haken werden will, das krümmt sich bey Zeiten.

268.

Was zeitig wund wird, sicht all sein Tage gern.

— Es brenne fruo das zeiner nesselen werden sol — sagt schon ein alter schwäbischer Dichter.

Was Gutes oder Böses aus einem Menschen werden soll, das zeigt sich in früheren Jahren schon in der Anlage. Ein künftiger Käsebier hat gewiß schon als Knabe gestohlen. Ein Raufbold hat sich auf Schulen schon mit seinen Kameraden gebalget. Wer ein Dichter werden soll, der fängt zeitig an zu reimen. Der künftige Feldherr hat gewiß unter Kindern schon den Anführer gespielet. Zu Tugenden und Talenten ist in dem lallenden Kinde schon der Keim vorhanden.

269.

Nesseln brennen Feinde und Freunde.

Es kann einer so grundböse, die Lasterhaftigkeit kann ihm in einem solchen Grade zur Natur werden, daß es ihm nun einerley ist, ob er Freunde oder Feinde beleidigt, wenn er damit nur seinen bösen Trieben und Neigungen ein Genüge leistet. Nur von einem solchen gilt das Sprichwort. Nur Er ist die Nessel, die blindlings brennt.

Jahreszeit und Witterung.

270.

Abendroth,
Gut Wetter bot.

Ein gerötheter, wolkenreiner, oder doch nur mit leichtem Gewölke bestreifter, Abendhimmel kündigt einen folgenden guten Tag an. Das ist eine gemeine, mehrentheils zutreffende Beobachtung.

271.

Morgenroth,
Mit Regen droht.

Eine feurige Morgenröthe setzt einen, wenn nicht schon zum Theil bewölkten, doch mit Dünsten geschwängerten Himmel voraus. Und von dem kann man sich Sturm und Regen vorher sagen.

272.

Regnets am Sonntag vor der Miß (Messe;)
So regnets die Woche gewiß.

273.

Ist die Woche wunderlich;
So ist der Freytag absonderlich.

Abergläubische, grundlose Behauptungen, obgleich dem gemeinen Manne sehr gewöhnlich. Wer in aller Welt kann sich überreden, daß sich die Witterung der ganzen Woche nach der, die Sonntags vor der Hauptpredigt einfällt, richte? Der Sonntag mag ein ausgesonderter, heiliger Tag seyn; aber er hat darum nicht über das Wetter zu gebieten. Unter der Messe, die mancher Orten auch die hohe Messe genannt wird, wird der vormittägliche Hauptgottesdienst verstanden, der gemeiniglich mit der Abendmahlshaltung (katholisch zu reden, mit der Messe) verbunden zu seyn pflegt.

Ferner soll der Freytag, in Absicht der Witterung, sich vor den andern Tagen der Woche auszeichnen. Wer kann hierin den mindesten begreiflichen Zusammenhang gewahr werden? Vielleicht schließt man: Christus ist zum Besten der Menschen an diesem Tage gestorben; also muß dieser Tag auch gut Wetter haben, wenn es die vorhergehenden Tage schlecht hatten. — Man hat wol eher so ungereimt geschlossen.

274.

Das Wetter kennt man am Winde,
Den Vater am Kinde,
Den Herrn am Gesinde.

Unter unserm Himmelsstriche kühlen die Nordwinde die Luft ab, so wie die Südwinde sie erwärmen. Jene wehen vom kalten, diese vom heissen Erdgürtel zu uns herüber. Der Morgenwind bringt Dürre, weil er über einen weiten Raum festen Landes dahinfährt; so wie der Abendwind Wolken und Dünste vom Meere heraufwälzt. Das wäre die Regel. Aber auch die einzige? — Nein! — Es sind andre, bekannte und unbekannte, Ursachen vorhanden, nach welchen sich die Witterung richtet. Mithin ist die Wirkung oft anders, als sie es der angenommenen Regel nach seyn sollte. Ich habe einen kalten Winter, nicht Einen und den andern kalten Tag; sondern eine ganze Reihe derselben, bey herrschendem Südwinde erlebt. Umgekehrt hindert der Nordwind nicht, daß es nicht mehrere sehr heiße Tage gegeben, daß es mitten im Winter nicht anhaltend gethaut hätte. Morgenwind brachte oft schwere Regen und unter andern auch den ungeheuren Schnee 1770. Einer anhaltenden Dürre, bey herrschendem Abendwinde, kann ich mich doch aber nicht erinnern. Indessen mögte der Schluß vom Winde auf das Wetter leicht öfter zutreffen, als der vom Kinde auf den Vater und vom Gesinde auf den Herrn.

275.

Wenn die Laubfrösche knarren;
So magst du auf Regen harren.

Mag zuweilen zutreffen. Ob immer? — weiß ich nicht, so wenig als den Grund der ganzen Erscheinung. Vielleicht ist die Regenzeit im Sommer gerade auch die Zeit, in welcher die Laubfrösche sich am meisten hören lassen.

276.

Wenn die Tage beginnen zu langen;
Dann kömmt erst der Winter gegangen.

Um die Zeit des kürzesten Tages hat, nach angestellten Beobachtungen, die Erde erst jene Wärme verloren, die ihr der Sommer mitgetheilt hatte. Sie kann also der Luft auch davon nichts weiter abgeben, und da die Sonne noch von keiner Wirkung seyn kann, der Boden mit Schnee bedeckt ist und die Nächte von ihrer Dauer nur wenig verloren haben; so kann es nicht fehlen, die Kälte muß mit dem Jänner zunehmen und sich bis in den Hornung hinein fortäussern, des allmähligen Längerwerdens der Tage ungeachtet.

Mit dem Sommer hat es eine ähnliche Bewandniß. Gegen den längsten Tag hat der Erdboden erst den Grad der Wärme, den er annehmen konnte, erreicht. Ob nun dann zwar die Nächte nach und nach wieder länger zu werden anfangen; so bleiben doch auch die Tage bis zu Ende Augusts noch von ganz beträchtlicher Länge. Die Luft wird von der Erde zugleich und von den noch sehr feurigen Sonnenstrahlen erwärmet. Die Sonnenhitze muß also bis dahin fortwachsen und, der länger gewordenen Nächte ungeachtet, in den Hundstagen erst ihre größte Kraft äussern. Man könnte daher mit gleicher Richtigkeit sagen: Wenn die Nächte beginnen zu langen; dann kömmt erst der Sommer gegangen.

277.

Grüne Weihnachten, weisse Ostern.

278.

Wenn es nicht vorwintert; so nachwintert es gern.

Von diesen beyden Sprichwörtern ist das letzte die Erklärung des ersten. Es ist auch keine ganz verwerfliche Beobachtung, daß der Frost nachkomme, der nicht zur gewöhnlichen Zeit ein=

fiel. Man befürchtet ihn im März und April, wenn er vor dem Jänner und Hornung seine Rechte in Ausübung zu bringen versäumte. Indessen habe ich auch Winter erlebt, in denen das Gegentheil sich zutrug. Der von 1779 war durchaus gemäßigt und gab doch einen so milden, anhaltend angenehmen Frühling, als ich noch keinen gesehn habe.

279.

Es sagt der Bauer:
Ein kurzer Hornung sey ein Lauer.

Lauer ist das zusammengezogne Laurer.

Wenns im Hornung nicht anhaltend friert; so scheints gleichsam, als laure die Kälte auf den folgenden Monath. Der Landmann befürchtet dann ein kaltes, der Saat gefährliches Vorjahr. Daß es schon so gekommen sey, davon hat er Beyspiele. Aus gleicher Ursach will er im Hornung Nordwinde. Sie sind ihm für die Fruchtbarkeit bedeutend, weil er sie sonst für den März und April fürchtet. Wider einen warmen Hornung hatten die Alten die Redensart: Sie wollten um diese Zeit lieber einen hungrigen Wolf, als einen Mann im Hemde auf dem Felde arbeiten sehen. Von den mehresten Fällen mag

das alles wahr seyn. Allein Ausnahmen dürften sich doch auch finden.

280.

Lichtmiß
Wintergewiß.

Auf Mariä Lichtmessen; (den 2ten Hornung) richtiger in der ersten Hälfte des Hornungs, pflegen gemeiniglich mit die kältesten Wintertage einzufallen.

281.

Auf Lichtmessen hat der Schäfer lieber den Wolf im Stalle, als die Sonne.

Durchaus will man diesen Tag nicht heiter haben. Der Schäfer sonderlich fürchtet grossen und späten Schnee, wenn die Sonne an diesem Tage, oder um diese Zeit vielmehr, schon zu warm scheint. Das mag zuweilen wol zutreffen. Wenn man aber doch die Regel für wahrscheinlich erkennen sollte; so wäre zu erweisen, daß das Gegentheil um mehrere Male seltner sich zugetragen hätte.

282.

So lange (so viel Wochen, sagen Einige; andre, so viel Tage;) die Lerche vor Lichtmessen singt: so lange (so viel Wochen, oder Tage;) schweigt sie nach Lichtmessen still.

Man muß es nur mit der Bestimmung der Wochen und Tage so genau nicht nehmen; so ergiebt sich was wir schon mehrere Male gehört haben, daß nehmlich gelinde Witterung im Jänner und Hornung späte Kälte für den März und April befürchten lasse.

283.

Mattheis (Matthias der 24ste Hornung) bricht Eis.
Findt er keins; so macht er eins.

Die Alten haben durch wiederhohlte Beobachtungen wahrgenommen, daß gemeiniglich um den Tag Matthiä das Eis aufzugehen und der Winter Abschied zu nehmen pflege. Der zweyte Theil des Sprichworts bezieht sich auf die schon oben angeführte Bemerkung, daß es gern nachwintre, wenn es nicht vorgewintert habe. —

Die Alten haben natürlich nach dem alten Kalender gerechnet. Für uns müßte die Regel

also, wenn sie sich gegründet befinden sollte, von der ersten Hälfte des Märzen gelten.

284.

Nach Mattheis
Geht kein Fuchs mehr übers Eis.

Wenn es nicht eine weidmännsche Beobachtung vom Fuchse selbst ist, der, nach einem Instinkte vielleicht, sich um diese Zeit nicht mehr über das Eis wagt; so heißt es wenigstens doch so viel: In der ersten Hälfte des Märzen wird das Eis unsicher. Der Behutsame vertraut sich ihm nicht weiter. Und daran thut er nicht übel.

285.

So lange die Frösche vor Marien (den 25sten März) schreyen,
So lange müssen sie nach Marien stillschweigen.

286.

So lange die Frösche vor Marci (den 25sten April) schreyen,
So lange müssen sie nach Marci stillschweigen.

Wenn eine zu zeitige Wärme die Frösche zu ihrem bekannten Schreyen einladet; so ist zu befürchten, daß nachfolgende Kälte ihnen bald wieder ein Stillschweigen auflegen werde. Weiter wollen beyde Sprichwörter eben nichts sagen.

287.

Pilatus wandert nicht aus der Kirche; er richtet zuvor einen Lärm an.

Pilatus hat hier die Ehre, die ganze Marterwoche vorzustellen, und von dieser hat man die Meynung, daß sie selten ohne Schnee und Hagel vorübergehe, hoffentlich nicht darum, weil sie die Woche ist, in der wir das Andenken der Marter und des Todes Christi feyern: (das anzunehmen wäre Aberglauben;) sondern darum, weil sie in der letzten Hälfte des Märzen entweder, oder in der ersten Aprils, in einer frühen, mehrentheils ungestümen Jahreszeit einfällt.

288.

Sankt George (der 23ste April) und Sankt Marks (der 25ste desselben Monaths.)
Drohen uns viel Arg's.

Diese beiden Tage sind, wie die noch späteren, Pankratius und Servatius (der 12te und 13te Mai), rauher, ungestümer Witterung wegen, übel beschryen. Das ist von den Tagen nicht so wol, als von der frühen Jahreszeit, zu der sie noch gehören, zu verstehen.

289.

Der Mai ist selten so gut; er setzt dem Zaunpfahl einen Hut auf.

Das ist: Man ist nicht sicher, daß er nicht noch Schnee bringe. Indessen geschieht das hier zu Lande nur selten, und ich kann mich, aus einer vieljährigen Erfahrung, nur zweyer oder dreyer Fälle erinnern.

290.

Vor Johannis (den 24sten Brachmonds) muß man um Regen bitten; nach Johannis kömmt er von selbst.

Der Heumond ist die gewöhnliche Regenzeit im Sommer.

291.

Wie der Hirsch in die Brunst tritt; so tritt er auch wieder heraus.

Ersteres geschieht auf Aegidien (den 1sten September;) letzteres vier Wochen nachher. Nun will das Sprichwort: in beiden Fällen solle sich das Wetter gleich seyn. Der Hirsch soll mit eben dem Wetter aus der Brunst treten, mit welchem er hineingetreten war. Das mag zuweilen zutreffen. Ob aber immer? daran zweifle ich. Weiter soll es auch, wenn der Hirsch langsam in die Brunst tritt, einen langsamen Winter bedeuten. Das ist eben so unzuverlässig.

292.

Allerheiligen (der 1ste November) bringen einen gewissen Sommer.

Im November fallen gemeiniglich noch einige warme Tage ein. Das geschieht bald früher, bald später; also nicht genau zu einer gewissen bestimmten Zeit.

293.

Luzen (Luziä den 13ten Dezember)
Macht den Tag stutzen.

Nach dem alten Kalender fiel auf diesen Tag, oder auf den nächstvorhergehen und den folgenden, die zweyte Sonnenwende. Der Tag, der bis

dahin gleichsam bergunter lief, stutzte so zu reden und fieng an, den Weg zurückzunehmen.

294.

Marikchen pustet (bläst) das Licht aus; Michel steckts wieder an.

Von Marien (den 25ten März) an, hören die Arbeiten des Gesindes bey Lichte auf; auf Michaelis nehmen sie wieder ihren Anfang.

Bey den Handwerkern wird den Gesellen auf Michaelis ein sogenannter Lichtbraten gegeben. Ehe sie diesen nicht bekommen haben, arbeiten sie nicht bey Lichte.

295.

Je länger der Tag; je kürzer der Faden.

Es wird dann weniger gesponnen. Andre Arbeiten treten in die Stelle.

296.

Wer nicht fürchtet die Wölfe um Lichtmessen, die Bauern um Fastnacht, und die Pfaffen in den Fasten, der ist ein verwegner Kriegsmann.

Man hat zu diesen Zeiten von gedachten Geschöpfen, ihres Orts, am meisten zu fürchten.

Wölfe, wo sie sind, sind im Hornung, wenn schon der lange, nahrungslose Winter ihren Hunger bis zur Wuth geschärft hat, am gefährlichsten. Das Karneval oder die Fastnachten, sind in der römischen Kirche die Tage von dem Feste der heiligen drey Könige bis Aschermittwochen, die gemeinhin mit Lustbarkeiten und Ausschweifungen zugebracht werden. Dem gemeinen Manne etwas dabey in den Weg zu legen, dürfte wol nicht ohne Gefahr seyn. In eben der Kirche sind die Pfaffen in der Fasten, d. i. in den nächsten vierzig Tagen vor dem Osterfeste, den Laien, die die vorgeschriebenen Kirchengesetze, zu befolgen unterlassen, durch Auflegung allerhand kirchlicher Strafen gefährlich. Es würde also immer keine kleine Verwegenheit seyn, mit hungrigen Wölfen, trunkenen Bauern und religionseifrigen Pfaffen es aufnehmen zu wollen.

297.

Nach Fasten kömmt Ostern.

Nach der Zeit der Enthaltung kommen die Tage des Genusses. Auf Leid folgt Freude, Ruhe auf Arbeit.

Vermischte Bemerkungen und Regeln.

298.

Selbst ist der Mann.

299.

Wenn man selbst geht; so betriegt einen der Bote nicht.

300.

Wo man nicht selbst kömmt, da wird einem der Kopf nicht gewaschen.

301.

Selbstthun ist Baldthun.

In einem alten Verse heißt es:

Wer will, daß es ihm gelinge,
Der seh selbst zu seinem Dinge.

„Wers selbst angreift, der hats in Händen„ sagt der Froschmäuseler. —

Alles wahr, und auf ein jedes Geschäft, sonderlich auf alle Arten haushälterischer Besorgungen anzuwenden.

Selbst ist der Mann. Es geht alles besser, rascher und leichter von statten, wenn einer seine

Sache selbst angreift, vorausgesetzt, daß er sie verstehe. Mit eignen Augen sieht jeder am besten. An seiner eignen Sache liegt jedem am meisten. Darum ist er auch emsiger dabey, als es jeder andre seyn würde. Verlasse sich nur Keiner auf Andre allein, auf Niemanden ganz. Thue jeder was er selbst kann, soll ihm anders Glück und Heil wiederfahren. Er gebe, wo nicht immer die Hände, doch die Augen dazu mit. Der Herr befiehlt oft dem Knechte, das Pferd zu füttern, den Acker zu düngen und andre Gewerbe auszurichten; der Knecht sagt allezeit, er hab' es gethan. Sieht aber der Herr nicht selbst zu; so bleibt wol oft das Pferd ungefüttert, der Acker ungedünget, der Befehl unausgerichtet; oder von dem allen geschieht doch kein Ding wie es sollte. Sieht er aber, auch nur zuweilen, nach dem Seinigen selbst hin; so ist der Knecht oder der Untergebene bey seiner ungetreuen Nachlässigkeit nicht sicher; er thut aus Furcht wenigstens, was er aus gutem Willen nicht wollte.

Keine Bestellung sichrer, als zu der man die Füsse und den Mund hergiebt. Man bestellt sein eignes Gewerbe besser, als zehn Abgesandten. Der Bote hört nicht recht, oder vergißt

irgend einen nothwendigen Theil des Auftrags, oder versieht etwas bey dem Vortrage, oder wird aufgehalten, oder hält sich selbst auf. Man gehe überall selbst hin, wenn es möglich ist, und es die Wichtigkeit der Sache erfodert. Man ist dann seiner Ausrichtung sicher; oder wenn ein Ding nicht, wie man dachte, fortgehen sollte, bey sich selbst entschuldigt. Eines Mehreren bedarfs nicht.

Hieher die schöne Fabel vom Hirsche, der sich in einen Ochsenstall gerettet hatte. Der Aufmerksamkeit des Knechts, des andern Gesindes, des Meyers selbst entgangen, fiel er dem bedachtsameren Herrn, beym ersten Nachsehen, in die Augen. „Laß nur den mit hundert Augen kommen!„ läßt der Dichter den Ochsen sagen, und versteht den Herrn darunter. Man vergleiche noch das 180ste und das 220ste Sprichwort.

302.

Strecke dich nach der Decke.

oder:

Man muß sich nach der Decke strecken; sonst kömmt man mit den Füssen aufs Stroh.

303.

Thue wie du kannst.

304.

Wer nicht Kalk hat, muß mit Lehm mauern.

305.

Man muß mit den Pferden pflügen, die man hat.

306.

Brauch einen Esel, wenn du kein Pferd hast.

307.

Haben wir nicht Eyer; so braten wir das Nest.

308.

Strick den Sack halb zu.

309.

Nach dem Beutel richt den Schnabel.

310.

Man muß nicht eher fliegen, als bis einem die Flügel gewachsen sind.

Diese Reihe Sprichwörter von fast gleicher Bedeutung beweist, daß man die grosse ökonomische Grundregel: Man muß nicht mehr ausgeben, als man einnimmt, von jeher für wichtig gehalten habe. Wie viele hat es auch nicht zu Grunde gerichtet, daß sie ihre Ausgaben gegen ihre Einnahme zu halten versäumten, daß sie grösseren Aufwand machten, als sie es wol nach ihrem geringeren Vermögen gesollt hätten? Davon wären weinerliche Lustspiele und komische Tragödien zu Tausenden zu schreiben. Da müßte man bey Königen und Fürsten anfangen, und bey dem zerlumpten Elenden aufhören, der, eines kupfernen Halbpfennigs wegen, den Vorübergehenden auf der Landstrasse anschreyt. Jeder Ort, und fast möchte ich jedes Haus sagen, hat dazu Beyspiele gehabt, oder hat sie noch gegenwärtig. —

Man soll sich nicht weiter ausdehnen, als die unterliegende Decke reicht, daß man nicht mit den Füssen auf das Stroh komme, sich also schlechter bette. Man soll leben wie man kann, wenn man nicht kann, wie man will. Man soll von schlechteren Materialien das Haus bauen, wenn man die besseren zu bezahlen nicht hinreichende Mittel hat. Viele haben sich zu Grunde

gebaut. Zu dem Nothwendigen selbst soll man seine Kräfte abmessen; nicht mehr bestreiten wollen, als man vermag. Man soll nicht mit Sechsen fahren, wenn man nur zu zweyen das Futter hat; lieber einen genügsamen Esel reiten, als einen Paradeur, dem man das Futter an die Krippe schreiben muß. Man soll lieber Kartoffeln essen, die der ergiebige Boden zuträgt, als Austern, die man nicht hat, oder welches dem vernünftigen Manne einerley ist, seinen Vermögensumständen nach, nicht haben kann. Man soll sich auf das halbe Bedürfniß einschränken, wenn man es nicht in seiner Gewalt haben sollte, das ganze zu befriedigen. Das soll sonderlich bey allen Bequemlichkeiten, bey Leckereyen, bey dem Entbehrlichen in der Kleidung, bey allem nicht nothwendigen Hausgeräthe geschehen. Der Gaumen soll nicht mehr fodern, als der Beutel ihm geben kann. Vorzüglich soll der angehende Hausvater darauf merken, daß er es nicht gleich anfangs in der Beschaffenheit und in der Grösse seines Aufwandes versehe. Ist sein Erwerb erst hinreichend gesichert; so mag es ihm frey stehen, sich in Beziehung darauf, so viel er vernünftig will, zu erlauben.

311.

Mit Vielem hält man Haus,
Mit Wenigem kömmt man auch aus.

Man kann oft, auch mit halben Kosten, haushalten, wenn man nur den Muth hat, sich dies oder das zu versagen. Man muß nur nicht alles haben wollen, wozu man Lust hat. Sokrates ging über einen Markt, auf welchem man eine Menge von Dingen feil hatte, die zur Unterhaltung des Lebens nicht nothwendig gehörten. „Wie so vieler Dinge kann ich nicht entrathen!„ sagte der Weise. — Alles des Prunks und Gewandes, des unnöthigen Hausraths, des kostbaren Geschirrs bedarfs nicht zur Nothdurft. Dem genügsamen Geschäftsmann ist das alles nur im Wege, ist der Ueberfluß hinderlich. Wer an Wenigem genug hat, dem kann auch nur wenig abgehen. Wer sich wenig zu begehren gewöhnt hat, der ist reich mitten in der Armuth.

Inzwischen kann es manchem auch Pflicht seyn, mit Vielem hauszuhalten, dem nehmlich, den die Vorsehung mit Gütern vor Andern segnete, über Andre durch Geburt und Stand schon erhöhte. Dieser zeige dann, daß er sich des grösseren Vorraths auch mit Einsicht und Nutzen zu bedienen verstehe. Er wende viel auf, kleide

sich köstlich, lebe vor Andern herrlich und in Freuden. Das wird ihm keiner verargen. Von ihm heißt es:

312.

Wers lang hat, läßts lang hängen.

313.

Wer viel Pfeffer hat, pfeffert auch sein Mus.

Zugemüse nennen wir itzt, was damals Mus hieß.

314.

Wer im Rohre sitzt, hat gut Pfeifenschneiden.

Sie wachsen ihm in die Hände. Er darf nur zulangen. Wer die Gelegenheit hat, dem ist es nicht Kunst, sie zu nützen. Aus dem Vollen ist gut schöpfen.

315.

Wer viel Eyer hat, macht viel Dotter.

316.

Grosser Vogel; grosses Nest.

Grosser Herr, grosser Pallast. Herren wohnen in Schlössern.

317.

Wer viel hat, der verthut viel.

Wers hat, der brauch' es. Dazu wards ihm. Wer Geld hat, der kauft was ihm ansteht und feil ist. Darin thut er keinem unrecht.

318.

Klein Gemach; Groß Gemach.

Das Nennwort Gemach steht hier in seiner zwiefachen Bedeutung. Klein Gemach, kleine Wohnung, gewährt oft grösseres Gemach, ein ruhigeres, gemächlicheres Leben, als man in grossen Pallästen antrift. So bestimmt, ist die Beobachtung richtig. Grosse Haushaltungen sind mit grosser Unruhe, mit überhäuften Geschäften verbunden. In Pallästen hält die Sorge ihren Hof.

„Der sanfte Schlummer flieht Palläste.„

Wer hingegen nach der Decke sich zu strecken, sich in das Enge zu ziehen und alles Entbehrlichen sich zu entschlagen gelernt hat, der kann oft auch in einem engen Gemache mit grosser Gemächlichkeit leben, der kann mit Ueberzeugung sagen:

319.

Besser eng und wohl, als weit und wehe.

Mit einem zufriednen Herzen, mit einem unverletzten Gewissen, mit einer genügsamen Sinnesart, wohnt es sich unter einem Strohdache, in einer niedrigen, engen Hütte besser, als in dem Schlosse eines Monarchen, bey entgegengesetzter Gemüthsbeschaffenheit.

320.

Was sollen grosse Schuhe an einem kleinen Fusse?

Was bedarfs alles des Ueberflusses, den wir nicht, oder doch kurze Zeit nur, zu gebrauchen im Stande sind? Die Natur hat an so Wenigem genug. Und wenn uns der Erdboden von Einem Ende zum andern gehörte; so sind wir doch nur eines geringen Theils Speise und eines kleinen Plätzchens zur Wohnung, zum Stehen und Liegen benöthigt. Dehne dich also nicht weiter aus, nimm keinen grösseren Raum ein, als gerade dein kurzer Aufenthalt auf Erden, deine leicht zu vergnügende menschliche Nothdurft erfodert.

321.

Gemach wird das Kleine groß; jähling das Grosse klein.

Ein Haus ist bald abgebrochen. Wer es wieder bauen soll, muß Zeit haben. Man kann in Einem Jahre verzehren, worauf andre ein langes Leben hindurch gesammelt haben. Die Klugheit erfodert, daß man zu rathe halte, was so schwer zu erwerben und so leicht zu verbringen ist.

322.

So lange es tropft, verseihet es nicht.

323.

Wo es immer zutröpfelt, da wird es nimmermehr trocken.

Viel Körner machen einen Haufen. Kleiner Gewinn macht den Haufen grösser. Viel Heller machen auch Geld. Wenig gethan zum Wenigen, macht zuletzt viel aus. Wer etwas schaffen will, der muß nicht Zeit, nicht Gelegenheit versäumen, der muß hinter einem jeden erlaubten Gewinn her seyn. Eins kömmt zum andern. Der größte Berg ist aus Staubtheilen zusammengesetzet. Ströme sind aus Tropfen erwachsen. Wenn es auch nur tröpfelt, so netzt es doch wo es hinfällt.

324.

Rom ward nicht in Einem Jahre erbauet.

Zu einem grossen Werke gehört Arbeit. Arbeit will Zeit haben. Es kann nicht gleich alles, wie man es haben will, da stehn. Darum den Muth nicht verlohren! Rom war ein elender Flecken in seinem Anfange und erwuchs zu einer unglaublichen Macht und Grösse. Es gehörten aber auch Jahrhunderte dazu. Brandenburg vor hundert und funfzig Jahren, wie unbedeutend! Wie mächtig, wie geehrt, wie gefürchtet anitzt! Kleine Haushaltungen können wichtig und groß werden. Aber freylich sind Jahre dazu nöthig.

325.

Wer den Pfennig nicht zu Rathe hält, der wird niemals zum Thaler gelangen.

oder:

Wer den Pfennig nicht lieb hat, der wird selten den Gulden wechseln.

ingleichen:

Wer den Pfennig nicht achtet, der wird auch des Guldens Herr nicht.

Wer das Seinige im Kleinen nicht schon zusammen hält, der ist nicht sicher, daß ihn zuletzt nicht Armuth übereile, daß er nicht genöthigt werde, Andern in die Hände zu sehen. „Es ist ja nur ein Pfennig!„ denkt der Leichtsinnige und vergißt, daß aus Pfennigen Groschen, aus Groschen Thaler erwachsen. Der unnöthig ausgegebene Pfennig ist ein wirkliches Loch in dem möglichen Thaler, den man sich ganz erhalten konnte.

326.

Wer sich will ehrlich ernähren,
Der muß viel flicken und wenig verzehren.

Wer bey geringem Einkommen sich gleichwol ehrlich nähren will, der verhüte alle Arten des Aufwandes, der ergänze an seinen alten Kleidungsstücken, so lange es nur immer gehen will, und entschliesse sich nicht leicht, sich neue verfertigen zu lassen. Wahr und verständlich!

327.

Von Nichts wird Nichts.

Die Wirkung verhält sich wie die Ursach. Wer die Zuthat nicht hergeben will, der kann

auch den Kuchen nicht fodern. Da giebt es Herrschaften, die dies und das gemacht haben wollen, die es vollständig und nach den Regeln der Kunst fodern, die aber niemals sich entschliessen können, den zum Werke gehörigen Stoff hinreichend beyzutragen. Denen wird mit Recht geantwortet: Aus Nichts (das zu Wenige ist vergleichungsweise auch Nichts;) kann nichts (nicht die verlangte Sache in gehöriger Vollkommenheit;) werden.

328.

Wie man's treibt; so geht es.

Es kömmt viel darauf an, wie man ein Ding behandelt. Wer alles verkehrt anfängt, der hoffe nicht, daß ihm etwas gerathe. Dem Geschickten geräth alles, es wäre ihm denn das Glück zuwider. Dessen ist er nicht Meister.

Ueberhaupt: Gute Handlungen haben gute, schlechte Handlungen haben schlechte Folgen. Es geht ein Ding immer wie man es getrieben hat.

329.

Wer seine Schulden bezahlt, verbessert seine Güter.

Was einer nicht bezahlt hat, von dem kann er eigentlich auch nicht sagen, daß es ihm gehöre. Wessen Gut noch mit Schulden belastet ist, der ist desselben nicht ganz Meister, nicht völliger Herr, nicht sorgenfreyer Besitzer. Ein Beträchtliches ist einer selten ohne Zinsen schuldig. Diese essen mit ihm aus Einer Schüssel, helfen ihm das Gut aufzehren. Er sorge also für die Zahlung, damit er sich so schlimmer Mitesser, als die mehresten Gläubiger nothwendig seyn müssen, entledige. So oft einer einen Schuldposten abträgt; so oft macht er sich um den Betrag des gedachten Postens reicher. Und wenn das auch nicht wäre; so hat er wenigstens seinen Kredit oder Glauben vergrössert, dessen Werth unter so vielen Umständen dem baaren Vermögen gleich ist.

330.

Sparen (Sparsamkeit) ist ein grosser Zoll.

Alte Reime sagen:

„Wer Sparsamkeit, die Mutter, begehrt,
Dem ist Reichthum, die Tochter, beschert.“

Sparmund und Uebelleb, sagen Andre; kaufen dem Wohlleb das Haus ab. Ein Pfennig ist eben so bald erspart, als gewonnen. Man

erspart wol noch leichter, als man zu gewinnen im Stande ist. Des Gewinns ist das Glück; des Sparens bin ich selbst Meister. Es ist leichter zu sagen: dies will ich mir abbrechen, dies will ich meinem Gaumen, meiner Bequemlichkeit entziehen, als: Jenen Vortheil will ich mir zueignen, jene hundert oder tausend Thaler, die noch nicht mein sind, will ich in die Meinigen verwandeln.

331.

Jeder scharrt auf seinen Kuchen.

Das geschieht in jeder Haushaltung, die der gehörigen Aufsicht ermangelt. Da ist jeder nur auf seinen Vortheil bedacht und wenn es lange so fort währt, geht zuletzt alles zu Grunde.

332.

Volle Kammern machen kluge Frauen.

„Die hat gut wirthschaften!„ hör' ich oft sagen; „sie darf nicht einmal zulangen; es läuft ihr von selbst in die Hände. — Vom Haufen ist gut abnehmen. Beym Ueberfluß ist es leicht klug seyn.„

Im Grunde kann wol der Ueberfluß keinen klug machen, der es nicht schon zuvor war; es wird vielmehr kein geringer Grad des Verstandes vorausgesetzt, sich eines grossen Vorraths mit Einsicht und Anstand bedienen zu können. Kluge Frauen haben da um so mehr Gelegenheit ihre Klugheit in der Ausübung sehen zu lassen. In so fern machen volle Kammern eigentlich nicht klug; sondern geben nur Gelegenheit, die schon vorhandene Klugheit in höherem Grade und auf mannigfaltigere Weise zu äussern.

Ich kenne indessen Hausfrauen, die nicht so glücklich sind, sich eines grossen Vorraths rühmen zu können, die dem ungeachtet aber, mit geringeren Kosten, alles so anzuordnen und einzurichten wissen, daß es den Schein gewinnt, als hätten sie es übrig, wie jene. Ob nun diese jenen es an Klugheit zuvorthun oder nicht? — das überlaß ich andern zur Entscheidung.

333.

Eine Frau kann mehr mit Schürzen aus dem Hause tragen, als der Mann mit Aerndtewagen hineingefahren hat.

Die Frau kann mit unüberlegten kleinen Ausgaben mehr verthun, als der Mann mit allem

Fleisse im Grossen erworben hat. Keine schlechte Kunst ist es, das Erworbne erhalten, und darauf sollte sich eigentlich die Hausfrau verstehen. Schaffen und Erwerben ist mehr des Mannes Sache.

334.

Man muß kaufen, wenn es Markt ist.

335.

Kauft in der Zeit; so habt ihr es in der Noth.

Es ist ein grosser Vortheil in der Wirthschaft, eine jede nöthige Sache zu der Zeit einzukaufen, wenn sie feil ist. Wer es haben kann, bemühe sich zu allen Zeiten im Vorrath zu seyn. Ausser der Zeit ist oft das Nothwendige selbst zu theuer. Das sind nur schlechte Wirthinnen, die alles in kleinen Theilen und an dem Tage gerade, da sie es brauchen wollen, einkaufen. Sie sind dann mehrentheils genöthigt, das Schlechtere, oder das Gute doch aus der zweyten Hand, nehmen und zwiefach bezahlen zu müssen. Zum besten Preise kauft der, der wenns Markt ist, das ist, zur gelegensten Zeit, kauft. Wer anders handelt, von dem heißt es:

336.

Wer den Markt versäumt, dem schlägt man keinen neuen Kram auf. —

337.

Einem Hausvater stehts besser an, zu verkaufen, als zu kaufen.

Es wäre denn, daß er kaufen müste, um verkaufen zu können. In diesem Falle ist eins so anständig, wie das andre. Auf den Landmann angewandt, würde es inzwischen sehr wahr seyn zu sagen: Einem Wirthe steht es besser an, von seinem Ueberflusse verkaufen zu können, als den Mangel an Getreyde und Früchten durch Zukaufen ersetzen zu müssen.

338.

Die Frau hält ihren Reichstag.

Das heißt in Preußen so viel als: Sie beschäftigt sich mit der Wäsche. Es ist das freylich eine der Hauptangelegenheiten des Frauenzimmers, die theils deshalb, theils der damit gemeinhin verbundenen Unruhen wegen, nicht unschicklich mit dem Reichstage des benachbarten Polens in Vergleichung gebracht ist. Es giebt bey uns, wie in Preußen, Frauen, die eine

jede Störung in der Wäsche, allenfalls an dem Manne selbst, zu ahnden wissen. Ich kenne deren aber auch, die so leicht nicht aus ihrer angewöhnten, menschenfreundlichen Gemüthsstimmung zu bringen sind. Wohl dem Manne, dem eine von der letzteren Gattung zu Theil ward!

339.

Man muß unreines Wasser nicht eher weggiessen, als bis man reines wieder hat.

340.

Man weiß wol was man hat, nicht aber was man bekommen wird.

Von unreinen Wasser selbst kann man Gebrauch machen. Es ist immer besser, wie gar keins.

Es giebt Leute, die immer das Gegenwärtige verachten, was sie haben, und auf das Zukünftige hoffen, was ihnen doch mehrentheils so ungewiß ist. Was einer hat, mag es gut oder schlecht seyn; er kennt es. Des Andern muß er warten, wie es gerathe, und nur allzuoft geräth es zum ärgsten. Behalte was du hast: mit dem Andern ist es mißlich. Selten daß Besseres nachkömmt.

Ueberall in der Wirtschaft, wo man Altes abschaffen will, um Neues dafür in die Stelle zu bringen, kann dies Sprichwort zu bedachtsamer Behutsamkeit anweisen. Sonderlich ist es wider die unleidsame Gemüthsart einiger Hausfrauen gerichtet, die jedes kleinen Fehlers oder Vergehens wegen, ihre Dienstboten abzuschaffen geneigt sind. Diese sollen gewarnt seyn, sich nicht bey jeder Gelegenheit auf eine übereilte Veränderung einzulassen, die selten zu ihrem Besten ausfällt.

341.

Die Alten sind gut zu behalten.

Wechsle nicht leicht vom Gesinde! Das wird dir Vortheil und Ehre zugleich seyn. Herrschaften, die ihre Dienstboten lange behalten, erwecken ein sehr gegründetes Vorurtheil von ihrer eignen Güte.

342.

Neue Besen kehren wohl.

Leichtsinnige Weiber wechseln ihre Dienstboten viermal im Jahre und öfter. So lange sie ihnen neu sind, ists lauter Freude, ist davon des Rühmens kein Ende. Neue Besen kehren

scharf; aber man kehrt so fleißig damit, daß sie vor der Zeit stumpf werden.

343.

Besser Ein Mitnehmer, als zwey Nachbringer.

Ein Bedachtsamer, der alles was er zu einem Geschäfte gebraucht, mitbringt, ist mir und einem Jeden lieber, als alle Handlanger und Bediente zusammengenommen, die dem Unbesonnenen oder Bequemen was er gebraucht, nachtragen. Selbst ist der Mann! Was du kannst mitnehmen, das nimm auch selbst mit. Aufs Nachbringen wirst du dich oft vergebens verlassen.

344.

Viel Hände machen leichte Arbeit.

Nur dann glaub' ich, wenn sie von klugen Aufsehern gelenkt werden. Sonst dürften sie sich leicht einander hindern und die Arbeit eher erschwert und verzögert, als erleichtert und gefödert werden. S. das 151ste Sprichwort. Man sagt auch in gleichem Sinne:

Viel Hände machen leichte Bürde.
Viel Hände machen bald Feyerabend.

345.

Viele können viel.

Wenns Leute darnach sind. Wenn sie Vermögen und Willen haben. Wenn sie gehörig angestellt werden, oder sich selbst anstellen.

346.

Zween haben mehr, denn Einer.

oder überhaupt:

Viele können mehr, denn Einer.

Nicht ganz richtig! Es giebt Leute, die sich durch Verstand und Leibesstärke vor Andern auszeichnen. Der Verstand Eines Menschen hat oft mehr vermogt, als der von einer ganzen Gemeine zusammengenommen. Ein kluger und starker Mensch hat wol eher einen Haufen andringender Feinde zurückgehalten. Es giebt Handarbeiter von solcher Kraft und Gewandsamkeit, daß zween andre, um nicht mehrere zu sagen, die es noch so gut meynen, ihnen gleichwol es gleich zu thun nicht vermögen. Welche erstaunliche Last kann mancher nicht aus der Stelle heben, nicht auf seinen ehernen Schultern forttragen! Ein ganzes Dutzend junger artiger Herren würde unter der Bürde dieses Einen erliegen.

347.

Man soll den Hafer nicht von der Gans kaufen.

Der gescheute Wirt kauft seine Bedürfnisse, wo sie eigentlich und zuerst feil sind, aus der ersten Hand, wie man es sonst nennt; den Hafer also, und überhaupt jede Frucht und jedes Getreyde, von dem, der es selbst gewann. Was er an Zeug und Geräthe gebraucht, läßt er, so viel als möglich ist, selbst machen; oder erkauft es in der Hauptniederlage. Damit erspart er den sehr erheblichen Vortheil des Aufkäufers und Krämers für sich. Wer diese Regeln häuslicher Klugheit nicht versteht, oder, wenn er sie verstünde, zu beobachten verabsäumt, der mag es sich beymessen, wenn seine Ausgaben sich nicht immer wie er wol wünschte zu seiner Einnahme verhalten.

348.

Man muß suchen sein Schäfchen auf das Reine zu bringen.

In das Trockne, sagen Andre. Die Redensart ist muthmaßlich niedersächsisch und vielleicht nicht von Schafen so wol, als vielmehr von Schiffen hergenommen. Schepken, ein kleines

Schiff, ist vielleicht in Schaepken, Schäfchen, verderbt worden.

Das Bild weggenommen, bleibt also der Gedanke: Man muß bey vorhandener Gefahr, sich und das Seinige zu retten, in Sicherheit zu bringen suchen. Der Kahn würde wegtreiben, wenn man ihn vor dem Sturm nicht auf das Trockene zöge. Rette von einem bösen Schuldner deine Foderung, ehe es mit ihm zum völligen Bruch kömmt, und du hast dein Schäfchen auf das Trockne gerettet.

Ueberhaupt sagt man: Der oder Jener hat sein Schäfchen auf das Reine gebracht, wenn man von ihm weiß, er habe so viel erworben, als nöthig ist, einen auch nicht ganz geringen Unfall aushalten, einen nicht unerheblichen Verlust überstehen zu können. Nicht wahr, er hat dann sein Schiffchen gesichert? Es ruht auf dem Ufer. Ein gewöhnlicher Sturm trifts nicht. Es müste schon ein Orkan seyn.

Sichre dich gegen entfernte, sichre dich gegen nahe Gefahren. Diese Regeln empfehlen sich; man darf sie nur hören.

Ende des ersten Bandes.

Verbesserungen.

S. 5. Z. 7. lies: denn

— — Z. 15. — mehresten

S. 6. Z. 3. — denn

S. 17. Z. 4. — Unfälle

S. 26. Z. 12. — zornig und unleidlich

S. 29. Z. 12. — auch.

S. 47. Z. 22. — Bedenk' es: —

S. 66. letzte Zeile. wird dann weggestrichen.

S. 74. Z 24. lies: Wunder

S. 108. Z. 10. — Es

S. 110. letzte Zeile — unmöglich

S. 149. Z. 8. — dieser

S. 220. Z 7. — heben

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Blum, Joachim Christian,

Deutsches Sprichwörterbuch

Bd.: 1

Leipzig (1780)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 258 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11250856-7
VD18 15476944-001